



J. M. Coetzee
Eiserne Zeit
Roman



J. M. Coetzee

EISERNE ZEIT

Roman

Aus dem Englischen von
Wulf Teichmann

S. Fischer

Die Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel
»Age of Iron«
im Verlag Martin Secker & Warburg Ltd. London
© 1990 J. M. Coetzee



Für die deutsche Ausgabe:
© 1995 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: LibroSatz, Kriftel
Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch, Ulm
Printed in Germany 1995
ISBN 3-10-010807-8

Kurzbeschreibung

Elizabeth Curren hat Krebs. Am Tag, als ihr der Arzt eröffnet, daß ihre Krankheit in ihre letale Phase getreten ist, beginnt sie für ihre Tochter, die mit ihrer Familie in Amerika lebt, ein Tagebuch als eine Art Vermächtnis zu schreiben. Am selben Tag bemerkt sie einen Obdachlosen auf ihrem Grundstück. Sie verjagt ihn nicht, ermahnt ihn aber, kein Feuer anzuzünden. Die alte Frau lebt seit Jahren allein in ihrem Haus am Stadtrand von Kapstadt, betreut nur von einer schwarzen Dienerin, Florence, die am Wochenende zu ihrer Familie in die Townships fährt. Ab und zu bringt Florence ihre zwei kleinen Töchter mit, manchmal auch ihren halbwüchsigen Sohn, der bereits in den bewaffneten Kampf mit einbezogen ist – er hält in Elizabeth Currens Haus Waffen versteckt, wird von der Polizei gesucht, taucht unter und kommt bei einem der blutigen Übergriffe der weißen Ordnungskräfte auf Unterkünfte schwarzer Widerstandskämpfer ums Leben. Elizabeth Curren hat aus einem gewissermaßen altmodischen Gefühl für Anstand heraus die Partei der Schwarzen ergriffen. Je mehr sie durch ihre Krankheit niedergezwungen wird, umso wichtiger wird ihr Mr. Vercueil, der mit seinem Hund meist in einem Verschlag in ihrem Garten haust.

Über den Autor

J. M. Coetzee, 1940 in Kapstadt geboren und Literaturprofessor in seiner Heimatstadt, gehört zu den meistgerühmten südafrikanischen Autoren der Gegenwart. Er wurde für seine Romane mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. zweimal mit dem *Booker-Preis* – für *Leben und Zeit des Michael K.* (1983) und für *Schande* (1999).

Für

V. H. M. C. (1904-1985)

Z. C. (1912-1988)

N. G. C. (1966-1989)

I

An der einen Seite der Garage ist ein Durchgang, Du erinnerst Dich vielleicht, Ihr habt da manchmal gespielt, Du und Deine Freundinnen. Jetzt ist das ein toter Ort, verödet, nutzlos, wo windverwehtes Laub sich häuft und fault.

Gestern stieß ich am Ende dieses Durchgangs auf eine Behausung aus Kartons und Plastikfolie, und darin lag zusammengerollt ein Mann, den ich wiedererkannte. Ich hatte ihn auf den Straßen gesehen: groß, dünn, wetterhartes Gesicht, lange, kariöse Hauer, ausgebeulter grauer Anzug, Schlapphut. Da schlief er nun, mit dem Hut auf, die Krempe unters Ohr geklappt. Ein Gestrandeter, einer von den Gestrandeten, die bei den Parkplätzen an der Mill Street herumhängen, Einkaufende anbetteln, unter der Straßenüberführung trinken, aus Mülltonnen essen. Einer von den Obdachlosen, für die der August, der Monat der Regenfälle, der schlimmste Monat ist. Er schlief in seinem Karton, die Beine gestreckt wie bei einer Marionette, den Mund offen. Ein widerlicher Geruch umgab ihn: Urin, Süßwein, muffige Kleidung und noch etwas anderes. Unsauber.

Eine Weile stand ich da und starrte auf ihn hinab, starrte und schnupperte. Besuch, jemand, der mich heimsucht – ausgerechnet an diesem Tag.

Es war der Tag, an dem Dr. Syfret es mir gesagt hatte. Es war keine gute Nachricht, aber sie war für mich bestimmt, galt mir, mir allein, unabweisbar. Ich hatte sie hinzunehmen, in die Arme zu schließen, an die Brust zu drücken und mit nach Hause zu nehmen, ohne Kopfschütteln, ohne Tränen. »Danke, Doktor«, sagte ich, »danke, daß Sie offen sind zu mir.«

»Wir werden alles tun, was wir können«, sagte er, »wir werden das gemeinsam in Angriff nehmen.« Aber hinter der kameradschaftlichen Fassade sah ich bereits seinen Rückzug. Er hatte den Lebenden Treue geschworen, nicht den Sterbenden.

Das Zittern fing erst an, als ich aus dem Wagen stieg. Nachdem ich die Garagentür geschlossen hatte, bebte ich am ganzen Körper: um es zu unterdrücken, mußte ich die Zähne zusammenbeißen, die Handtasche an mich pressen. In dem Augenblick sah ich die Kartons, sah ihn.

»Was machen Sie hier?« wollte ich wissen. Ich hörte die Gereiztheit in meiner Stimme, mäßigte sie aber nicht. »Sie können nicht bleiben. Sie müssen gehn.«

Er rührte sich nicht, lag in seinem Unterschlupf, blickte auf und beäugte die Winterstrümpfe, die blaue Jacke, den Rock, der schon immer irgendwie schief gesessen hatte, das graue Haar, geteilt durch einen Streifen Kopfhaut, Altweiberkopfhaut, rosig, babyhaft.

Dann zog er die Beine an und erhob sich gemächlich. Wortlos wandte er mir den Rücken, schüttelte die schwarze Plastikfolie aus, faltete sie zu Hälften, Vierteln, Achteln. Er holte eine Reisetasche hervor (Air Canada stand darauf) und zog den Reißverschluß zu. Ich trat beiseite. Die Kartons, eine leere Flasche und Uringeruch zurücklassend, ging er an mir vorbei. Ich wartete, bis er weg war, und hörte, wie er die Plastikfolie von der anderen Seite in der Hecke verstaute.

Zwei Dinge also innerhalb einer Stunde: der Befund, lange befürchtet, und dieses Wiedererkennen, diese andere Verkündigung. Der erste von den Geiern, prompt, unfehlbar. Wie lange noch kann ich sie abwehren? Die Aasfresser von Kapstadt, deren Zahl nie abnimmt. Die barfuß gehen und Kälte nicht fühlen. Die draußen schlafen und nicht krank werden. Die hungern und nicht weniger werden. Von innen gewärmt

durch Alkohol. Deren Krankheitskeime im Blut eine flüssige Flamme verzehrt. Saubermacher nach dem Fest. Fliegen mit trockenen Flügeln, glasigen Augen, mitleidlos. Meine Erben.

Wie langsam meine Schritte waren, als ich dieses Haus betrat, in dem jedes Echo verhallt ist, in dem sogar das Auftreten der Fußsohle auf Holz flach klingt und matt. Wie ich mich danach sehnte, daß Du da wärest, um mich zu halten, mich zu trösten! Ich beginne die wahre Bedeutung der Umarmung zu verstehen. Wir umarmen, um umarmt zu werden. Wir umarmen unsere Kinder, um von der Zukunft in die Arme genommen zu werden, um uns über den Tod hinaus weiterzugeben, um mitgenommen zu werden. So war es, wenn ich Dich umarmte, immer. Wir gebären Kinder, um von ihnen bemuttert zu werden. Hauswahrheiten, die Wahrheit einer Mutter: von jetzt an bis zum Ende wirst Du nichts anderes von mir zu hören bekommen. Also: wie ich mich sehnte nach Dir! Wie ich mich danach sehnte, daß ich hinaufgehen könnte zu Dir, um mich auf Dein Bett zu setzen, Dir durchs Haar zu streichen, Dir ins Ohr zu flüstern, wie ich es tat, wenn Du zur Schule mußtest: »Zeit, aufzustehn!« Und dann, wenn Du Dich umdrehest zu mir, mit blutwarmem Körper, milchigem Atem, Dich in die Arme zu nehmen in einer Bewegung, die wir »Mami fest drücken« nannten und deren geheime, nie ausgesprochene Bedeutung die war, daß Mami nicht traurig sein sollte, denn sie würde nicht sterben, sondern fortleben in Dir.

Zu leben! Du bist mein Leben; ich liebe Dich wie das Leben selbst. Morgens trete ich aus dem Haus und befeuchte den Zeigefinger und halte ihn hoch in den Wind. Kommt die Kühle aus dem Nordwesten, aus Deiner Ecke, stehe ich lange Zeit tief atmend da und konzentriere meine Aufmerksamkeit in der Hoffnung, daß über zehntausend Meilen Land und See hinweg ein Hauch von Dir mich erreiche, von dem Milchduft, den Du

hinter Deinen Ohren und in der Grube Deines Halses noch immer mit Dir trägst.

Meine Hauptaufgabe von heute an: dem Verlangen zu widerstehen, meinen Tod zu teilen. Dich zu lieben, das Leben zu lieben, den Lebenden zu vergeben und ohne Bitterkeit Abschied zu nehmen. Den Tod als meinen eigenen zu umarmen, als allein meinen.

An wen also geht dieses Schreiben? Die Antwort: an Dich, aber nicht an Dich; an mich; an Dich in mir.

Den ganzen Nachmittag war ich bemüht, irgend etwas zu tun, habe Schubladen aufgeräumt, Papiere geordnet und aussortiert. Als es dämmerig wurde, bin ich wieder hinausgegangen. Hinter der Garage war wie zuvor der Unterschlupf aufgebaut, die Plastikfolie ordentlich darübergespannt. Darin lag der Mann, die Beine angezogen, und neben ihm ein Hund, der die Ohren spitzte und mit dem Schwanz wedelte. Ein Collie, jung, kaum mehr als ein Welpe, schwarz mit weißen Tupfen.

»Kein Feuer«, sagte ich, »verstanden? Ich will kein Feuer und will keinen Unrat.«

Er setzte sich auf, rieb sich die nackten Fußgelenke und blickte um sich, als wüßte er nicht, wo er war. Ein pferdiges, wettergegerbtes Gesicht, um die Augen die Gedunsenheit, die man bei Alkoholikern sieht. Seltsame grüne Augen: ungesund.

»Wollen Sie etwas zu essen?« sagte ich.

Er folgte mir in die Küche, der Hund ihm an den Fersen, und wartete, während ich ihm ein Sandwich machte. Er biß einmal ab, schien dann aber das Kauen zu vergessen. Mit vollem Mund stand er an den Türpfosten gelehnt, das Licht schien in seine leeren grünen Augen, und der Hund winselte leise. »Ich muß jetzt hier aufräumen«, sagte ich und schickte mich an, ihn hinauszutragen und die Tür zu schließen. Er ging, ohne auch nur zu murmeln; doch bevor er um die Ecke bog, sah ich, daß er das Sandwich wegwarf, dem der Hund nachsetzte.

Zu Deiner Zeit gab es noch nicht so viele von diesen Obdachlosen, doch jetzt sind sie ein Bestandteil des Lebens hier. Ob sie mir Angst machen? Im Grunde nicht. Ein bißchen Bettelei, ein bißchen Diebstahl; Schmutz, Lärm, Betrunkenheit; nichts Schlimmeres. Was ich fürchte, sind die herumziehenden Banden, Jungen mit mürrischen Mündern, raubgierig wie Haie, auf die bereits der erste Schatten des Gefängnisses fällt. Kinder, die verächtlich auf die Kindheit blicken, die Zeit des Wunders, die Wachstumszeit der Seele. Ihre Seelen, ihre Organe für das Wunder, verkümmert, versteinert. Und auf der anderen Seite der tiefen Kluft ihre weißen Cousins, ebenfalls mit verkümmerten Seelen, fester und fester sich einspinnend in ihre verschlafenen Kokons. Schwimmstunden, Reitstunden, Ballettstunden; Kricket auf dem Rasen; ein Leben hinter Gartenmauern, bewacht von Bulldoggen; Kinder des Paradieses, blond, unschuldig, engelgleiches Licht ausstrahlend, weich wie Putten. Ihr Wohnsitz der Limbus der Ungeborenen, ihre Unschuld die Unschuld von Bienenlarven, rundlich und weiß, eingetaucht in Honig, Süße absorbierend durch ihre weiche Haut. Schläfrige Seelen, wonnetrunkene, anderswo.

Warum gebe ich diesem Mann Essen? Aus demselben Grund, aus dem ich seinen (zweifellos gestohlenen) Hund füttern würde, wenn er betteln käme. Aus demselben Grund, aus dem ich Dir meine Brust gab. Voll genug zu sein, um zu geben, und aus seiner Fülle zu geben: gibt es einen tieferen Drang? Sogar die Alten versuchen noch, aus ihren verwelkten Leibern einen letzten Tropfen zu pressen. Ein unbeugsamer Wille zu geben, zu nähren. Schlau war der Tod, als er für seinen ersten Speer meine Brust als Ziel wählte.

Heute morgen, als ich ihm Kaffee brachte, urinierte er gerade in die Abflußrinne, und das tat er ohne jedes Anzeichen von Scham.

»Wollen Sie was arbeiten?« sagte ich. »Es gibt hier eine Menge zu tun.«

Er sagte nichts, trank aber den Kaffee, den Becher in beiden Händen haltend.

»Sie verschwenden Ihr Leben«, sagte ich. »Sie sind kein Kind mehr. Wie können Sie nur so leben? Wie können Sie so rumliegen und den ganzen Tag nichts tun? Ich versteh das nicht.«

Es ist wahr: ich verstehe es nicht. Etwas in mir revoltiert gegen die Schlappeit, das Sichhängenlassen, das Willkommenheißen der Auflösung.

Er tat etwas, was mich schockierte. Mit geradem Blick, seinem ersten direkten Blick in meine Augen, spuckte er einen Schleimklumpen – dick, gelb, braun durchsetzt vom Kaffee – auf den Boden neben meinen Fuß. Dann stieß er mir den Becher hin und schlenderte davon.

Das Ding an sich, dachte ich erschüttert: das Ding an sich, zwischen uns vorgebracht. Nicht auf mich gespuckt, sondern vor mich, wo ich es sehen konnte, es betrachten konnte, darüber nachdenken konnte. Sein Wort, seine Art Wort, aus seinem eigenen Mund, warm noch, als es ihn verließ. Ein Wort, unleugbar, aus einer Sprache vor der Sprache. Erst der Blick und dann das Spucken. Was für ein Blick? Ein Blick ohne Achtung, von einem Mann zu einer Frau, die alt genug ist, um seine Mutter sein zu können. Da: nimm deinen Kaffee.

Letzte Nacht hat er nicht im Durchgang geschlafen. Die Kartons sind auch weg. Doch als ich herumstöberte, stieß ich im Holzschuppen auf die Air-Canada-Tasche und eine Stelle, die er sich in dem Gerümpel aus Brennholz und Reisig freigekratzt haben mußte. Ich weiß also, daß er vorhat zurückzukommen.

Sechs Seiten schon, und alles über einen Mann, dem Du nie begegnet bist und nie begegnen wirst. Warum schreibe ich über ihn? Weil er ist und nicht ist. Weil ich in dem Blick, mit dem er mich ansieht, mich selbst sehe, und zwar so, daß es aufgeschrieben werden kann. Was wäre dieses Schreiben sonst als eine Art Klagelied, mal hoch, mal tief? Wenn ich über ihn schreibe, schreibe ich über mich; wenn ich über seinen Hund schreibe, schreibe ich über mich; wenn ich über das Haus schreibe, schreibe ich über mich. Mann, Haus, Hund: einerlei, welches Wort, durch es hindurch strecke ich eine Hand aus nach Dir. In einer anderen Welt würde ich Worte nicht brauchen. Ich würde vor Deiner Tür erscheinen. »Ich bin zu Besuch gekommen«, würde ich sagen, und dann bedürfte es keiner Worte mehr: ich würde Dich umarmen und umarmt werden. Aber in dieser Welt, in dieser Zeit, muß ich Dich mit Worten zu erreichen suchen. Also begebe ich mich Tag für Tag in Worte und packe die Worte ein in die Seite wie Süßigkeiten: wie Süßigkeiten für meine Tochter, zu ihrem Geburtstag, zum Tag ihrer Geburt. Worte aus meinem Körper, Tropfen meiner selbst, damit sie sie auspacke in ihrer eigenen Zeit, um sie in sich aufzunehmen, zu lutschen, zu absorbieren. Wie es auf dem Bonbonglas steht: Drops nach alter Art, von den Alten hergestellte Drops, mit Liebe gemacht und verpackt, mit der Liebe, die wir, da wir anders nicht können, für die empfinden, denen wir uns geben, um verschlungen oder verschmäht zu werden.

Obwohl es den ganzen Nachmittag gleichmäßig regnete, war es bereits dunkel, als ich das Quietschen des Tores hörte und kurz darauf das Klicken der Hundekrallen auf der Veranda.

Ich sah mir gerade etwas im Fernsehen an. Einer vom Stamm der *Ministers* und *Onderministers* hatte der Nation etwas bekanntzugeben. Ich stand, wie ich es immer tue, wenn sie sprechen; auf diese Weise bewahre ich mir, so gut es geht,

meine Selbstachtung (wer würde es schon vorziehen, einem Erschießungskommando gegenüber zu sitzen?). *Ons buig nie voor dreigemente, nie*, sagte er gerade: Wir beugen uns keinen Drohungen: eine von diesen Ansprachen.

Die Vorhänge hinter mir waren offen. In einem bestimmten Moment sah ich ihn, den Mann, dessen Namen ich nicht weiß und der mir über die Schulter durch das Glas zuschaute. Ich drehte den Ton also auf, damit, wenn nicht die Worte, die Kadenzen ihn erreichten, die langsam, klotzigen Rhythmen des Afrikaans mit ihren taubmachenden Schlüssen, wie wenn ein Hammer einen Pfosten in den Boden schlägt. Zusammen, Schlag für Schlag, hörten wir zu. Die Schande des Lebens unter ihnen: eine Zeitung aufzuschlagen, den Fernseher anzuschalten, wie knien, und es wird auf einen uriniert. Unter ihnen: unter ihren fleischigen Bäuchen, ihren vollen Blasen. »Eure Tage sind gezählt«, so flüsterte ich einst, zu ihnen, die mich nun überdauern werden.

Ich war auf dem Weg nach draußen zu den Geschäften, wollte die Garagentür aufmachen, als ich einen plötzlichen Anfall hatte: einen Anfall: genau das war es: Der Schmerz sprang mich an wie ein Hund, schlug mir die Zähne in die Seite, hinterrücks. Ich schrie auf, unfähig, mich zu bewegen. Da erschien er, dieser Mann, von irgendwoher, und half mir ins Haus.

Ich legte mich auf das Sofa, auf die linke Seite, die einzige bequeme Stellung, die mir geblieben ist. Er wartete. »Setzen Sie sich«, sagte ich. Er setzte sich. Der Schmerz begann nachzulassen. »Ich habe Krebs«, sagte ich. »Er ist vorgedrungen in den Knochen. Das ist es, was weh tut.«

Ich war keineswegs sicher, daß er verstand.

Ein langes Schweigen. Dann: »Dies ist ein großes Haus. Sie könnten eine Pension daraus machen.«

Müde wehrte ich ab.

»Sie könnten Zimmer an Studenten vermieten«, fuhr er unbirrt fort.

Ich gähnte und hielt mir, da ich die Kinnlade nachgeben fühlte, die Hand vor den Mund. Früher wäre ich rot geworden deswegen. Aber das war einmal.

»Ich habe eine Frau, die mir bei der Hausarbeit hilft«, sagte ich. »Sie ist bis Ende des Monats fort, ihre Leute besuchen. Haben Sie Leute?«

Ein sonderbarer Ausdruck: Leute haben. Habe ich Leute? Bist Du meine Leute? Wohl kaum. Vielleicht kann man nur von Florence sagen, sie habe Leute.

Er gab keine Antwort. Er hatte etwas von Kindlosigkeit: jemand, der kein Kind in die Welt gesetzt hatte; aber auch selber keine Kindheit gehabt hatte. Sein Gesicht nur Knochen und wetterharte Haut. Wie man sich keinen Schlangenkopf vorstellen kann, der nicht alt aussieht, so kann man auch hinter seinem Gesicht kein Kindergesicht sehen. Grüne Augen, Tieraugen: Kann man sich ein Bild machen von einem Säugling mit solchen Augen?

»Mein Mann und ich haben uns vor langer Zeit getrennt«, sagte ich. »Er ist jetzt tot. Ich habe eine Tochter in Amerika. Sie ist 1976 weggegangen und ist nicht zurückgekommen. Sie ist mit einem Amerikaner verheiratet. Sie haben zwei Kinder.«

Eine Tochter. Fleisch von meinem Fleisch. Du.

Er holte ein Päckchen Zigaretten heraus. »Rauchen Sie bitte nicht im Haus«, sagte ich.

»Was für eine Invalidität haben Sie?« sagte ich. »Sie sagen, Sie bekommen eine Invalidenrente?«

Er hielt die rechte Hand vor. Daumen und Zeigefinger standen ab; die anderen Finger waren einwärts gekrümmmt. »Ich kann sie nicht bewegen«, sagte er.

Wir blickten auf seine Hand, auf die drei krummen Finger mit ihren schmutzigen Nägeln. Nicht, was ich eine schwielige Arbeiterhand nennen würde.

»War das ein Unfall?«

Er nickte; die Art Nicken, die zu nichts verpflichtet.

»Ich zahl Ihnen was, wenn Sie mir den Rasen schneiden«, sagte ich.

Eine Stunde hackte er mit der Heckenschere lustlos an dem Gras herum, das jetzt stellenweise bereits kniehoch steht. Schließlich hatte er einen Flecken von wenigen Quadratyards in das Gewucher geschnitten. Dann hörte er auf. »Das ist keine Arbeit für mich«, sagte er. Ich zahlte ihm die Stunde. Als er ging, stieß er gegen das Katzenklo, und die Streu flog über die ganze Veranda.

Alles in allem mehr Ärger, als er wert ist. Aber ich habe ihn mir nicht ausgesucht. Er hat mich ausgesucht; oder vielleicht auch nur das eine Haus ohne Hund. Ein Haus der Katzen.

Die Katzen sind verstört durch diese Neuankömmlinge. Wenn sie ihre Nasen draußen sehen lassen, springt der Hund verspielt auf sie los, und sie sind beleidigt und verziehen sich ins Haus. Heute wollten sie nicht fressen. Da ich dachte, sie verschmähten das Futter, weil es im Kühlschrank gestanden hatte, rührte ich etwas heißes Wasser in die übelriechende Pampe (was ist das? Seehundfleisch? Walfleisch?). Noch immer verachteten sie es, mit zuckenden Schwanzspitzen den Napf umkreisend. »Freßt!« sagte ich und schob ihnen den Napf hin. Die Große hob geziert eine Pfote, um einer Berührung mit dem Napf auszuweichen. Da platzte mir der Kragen. »Dann fahrt doch zur Hölle!« schrie ich und warf wütend die Gabel nach ihnen – »ich bin's leid, euch zu füttern!« Meine Stimme

hatte eine neue, schrille Schärfe, und als ich das hörte, frohlockte ich. Schluß jetzt mit Nettsein zu Menschen, mit Nettsein zu Katzen, es reichte! »Fahrt zur Hölle!« schrie ich noch einmal, so laut ich konnte. Mit wetzenden Krallen flohen sie über das Linoleum.

Wen kümmert's? Wenn ich in so einer Stimmung bin, könnte ich eine Hand auf das Küchenbrett legen und sie ohne mit der Wimper zu zucken abhacken. Was kümmert mich dieser Körper, der mich verraten hat? Ich schaue meine Hand an und sehe nur ein Werkzeug, einen Haken, ein Ding zum Ergreifen anderer Dinge. Und diese Beine, diese schwerfälligen, häßlichen Stelzen: warum muß ich sie überall mit hinschleppen? Warum sie Nacht für Nacht mit ins Bett nehmen und unter die Decke packen, und auch die Arme, weiter oben, nahe am Gesicht, und daliegen, schlaflos in dem Durcheinander? Auch den Unterleib mit seinem dumpfen Gemurmel, und das schlagende, immerzu schlagende Herz: Warum? Was haben die mit mir zu tun?

Wir werden krank, bevor wir sterben, damit wir von unserem Körper entwöhnt werden. Die Milch, die uns nährte, wird dünn und sauer; von der Brust uns abwendend, streben wir rastlos nach einem unabhängigen Leben. Doch dieses erste Leben, dieses Leben auf der Erde, auf dem Leib der Erde – wird es je, kann es je ein besseres geben? Trotz aller Traurigkeit und Verzweiflung und Wut hänge ich noch mit Liebe daran.

Ich hatte Schmerzen, nahm zwei von Dr. Syfrets Pillen und legte mich aufs Sofa. Stunden später wachte ich auf, benebelt und frierend, tastete mich nach oben und ging angezogen ins Bett.

Mitten in der Nacht spürte ich eine Anwesenheit im Zimmer, die nur seine gewesen sein konnte. Eine Anwesenheit oder einen Geruch. Dann ging es weg.

Vom Flur kam ein Knarren. Jetzt geht er ins Arbeitszimmer, dachte ich; jetzt macht er das Licht an. Ich versuchte mich zu erinnern, ob unter den Papieren auf dem Schreibtisch irgendwelche privaten waren, aber zuviel ging durcheinander in meinem Kopf. Jetzt sieht er die Bücher, Brett über Brett, und die Stapel alter Zeitschriften, dachte ich und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Jetzt betrachtet er die Bilder an der Wand: Sophie Schliemann, herausgeputzt mit dem Schatz Agamemnons; die gewandete Demeter aus dem Britischen Museum. Jetzt, leise, zieht er die Schreibtischschubladen hervor. Die oberste, voller Briefe, Rechnungen, herausgerissener Briefmarken, Fotografien, interessiert ihn nicht. Aber in der untersten ist eine Zigarrenkiste voller Münzen: Pennies, Drachmen, Centimes, Schillinge. Die Hand mit den eingerollten Fingern taucht in sie hinein, nimmt zwei Duros heraus, die groß genug sind, um als Rands durchzugehen, und sackt sie ein.

Kein Engel, soviel ist sicher. Eher ein Insekt, das hinter den Scheuerleisten hervorgekrochen kommt, wenn es dunkel ist im Haus, und nach Krumen sucht.

Ich hörte, wie er am anderen Ende des Flurs die zwei abgeschlossenen Türen aufmachen wollte. Nur Gerümpel, wollte ich ihm zuflüstern – Gerümpel und tote Erinnerungen; doch der Nebel in meinem Kopf schloß sich wieder.

Verbrachte den Tag im Bett. Keine Kraft, kein Appetit. Las Tolstoi – nicht die berühmte Krebsgeschichte, die ich nur allzu gut kenne, sondern die Geschichte von dem Engel, der seinen Wohnsitz bei dem Schuhmacher aufschlägt. Wenn ich einen

Spaziergang zur Mill Street mache, ob ich da eine Chance habe, meinen eigenen Engel zu finden, um ihn mit nach Hause zu nehmen und ihm Obdach zu gewähren? Wohl kaum. Auf dem Land gibt es vielleicht noch einen oder zwei, die in der Hitze der Sonne an Meilensteine gelehnt dasitzen und dösend abwarten, was der Zufall bringen wird. Vielleicht auch in den Sqattercamps. Aber nicht auf der Mill Street, nicht in den Vorstädten. Die Vorstädte, verlassen von den Engeln. Wenn ein abgerissener Fremder an die Tür klopfen kommt, ist er nie etwas anderes als ein Gestrandeter, ein Alkoholiker, eine verlorene Seele. Doch wie sehnern wir uns im Innersten danach, daß, wie in der Geschichte, diese unsere stillen Stuben erbeben vor Engelsgesang!

Dieses Haus ist es leid, auf den Tag zu warten, ist es leid, sich zusammenzuhalten. Die Dielen federn nicht mehr. Die Isolierung der elektrischen Leitungen ist brüchig, bröckelig, die Rohre sind verstopft von Sand. Die Dachrinnen hängen durch, wo Schrauben weggerostet sind oder sich aus dem morschen Holz gelöst haben. Die Dachziegel sind moosbeplakt. Ein solide, aber lieblos gebautes Haus, kalt jetzt und träge, bereit zu sterben; dessen Wände die Sonne, selbst die afrikanische Sonne, nie zu erwärmen vermochte, so als würden sogar die Backsteine, gemacht von Sträflingshänden, eine starrsinnige Verdrossenheit ausstrahlen.

Letzten Sommer, als die Arbeiter die Abwasserrohre neu verlegten, sah ich zu, als sie die alten Rohre ausgruben. Zwei Meter tief gingen sie in die Erde, holten vermodernde Ziegel heraus, rostiges Eisen, sogar ein einzelnes Hufeisen. Aber keine Knochen. Eine Baustelle ohne menschliche Vergangenheit; für Geister wie für Engel uninteressant.

Dieser Brief ist keine Bloßlegung meines Herzens. Es wird etwas bloßgelegt, aber nicht mein Herz.

Da der Wagen heute morgen nicht anspringen wollte, mußte ich ihn, diesen Mann, diesen Logiergast, bitten zu schieben. Er schob mich die Auffahrt hinab. »Jetzt!« schrie er und schlug auf das Dach. Der Motor zündete. Ich schwenkte in die Straße ein und fuhr ein paar Meter und hielt, einem Impuls folgend, an. »Ich muß nach Fish Hoek«, rief ich aus einer Qualmwolke heraus: »Wollen Sie mit?«

In dem grünen Hillman Deiner Jugend, mit dem Hund auf dem Rücksitz, setzten wir uns also in Bewegung. Lange Zeit wurde kein Wort zwischen uns gewechselt. Wir fuhren am Krankenhaus vorbei, an der Universität vorbei, an Bishopscourt vorbei, der Hund mit dem Kopf über meiner Schulter, um den Wind um die Schnauze zu fühlen. Wir krochen den Wynberg Hill hoch. Auf der langen Gefällestrecke auf der anderen Seite schaltete ich den Motor aus und ließ den Wagen im Leerlauf rollen. Schneller und schneller fuhren wir, bis das Lenkrad in meinen Händen schlitterte und der Hund vor Erregung winselte. Ich glaube, ich lächelte; vielleicht sogar mit geschlossenen Augen.

Am Fuß des Berges, als wir langsamer wurden, blickte ich zu ihm hinüber. Entspannt saß er da, unerschütterlich. Gut, der Mann! dachte ich.

»Als Kind«, sagte ich, »bin ich mit einem Fahrrad, das so gut wie keine Bremsen hatte, die Berge hinuntergefahren. Es gehörte meinem älteren Bruder. Er sagte immer, ich würde mich ja doch nicht trauen. Aber ich war völlig furchtlos. Kinder können sich nicht vorstellen, was das ist – sterben. Es kommt ihnen überhaupt nicht in den Sinn, daß sie vielleicht nicht unsterblich sind.

Mit diesem Fahrrad bin ich noch steilere Gefälle als dieses hinuntergefahren. Je schneller ich fuhr, desto lebendiger fühlte ich mich. Ich zitterte vor Leben, so als würde ich gleich aus

meiner Haut platzen. Wie ein Schmetterling sich fühlen muß, wenn er geboren wird; oder sich selbst gebiert.

In einem alten Wagen wie dem hier hat man noch die Freiheit, sich rollen zu lassen. In den modernen Autos rastet das Lenkradschloß ein, wenn man die Zündung ausschaltet. Ich bin sicher, Sie wissen das. Aber manchmal machen die Leute einen Fehler oder sie denken nicht daran, und dann können sie den Wagen nicht mehr auf der Straße halten. Manchmal fahren sie über den Rand und in die See.«

In die See. Sich mit einem abgeschlossenen Lenkrad herumbalgen, während man in einer Blase aus Glas über der sonnenglitzernden See schwebt. Kommt das wirklich vor? Passiert das vielen? Wenn ich an einem Samstagnachmittag auf dem Chapman's Peak stünde, würde ich sie sehen, Männer und Frauen, dicht in der Luft wie Mücken, die zu ihrem letzten Flug abheben? »Da ist eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte«, sagte ich. »Als meine Mutter noch ein Kind war, Anfang des Jahrhunderts, fuhr die Familie zu Weihnachten immer an die See. Das war noch die Zeit der Ochsenwagen. Den ganzen Weg von Uniondale im östlichen Kap bis Plettenberg Bay an der Mündung des Piesangs River reisten sie im Ochsenwagen, eine Reise von hundert Meilen, die ich weiß nicht wieviel Tage dauerte. Sie kampierten unterwegs am Straßenrand.

Einer ihrer Rastplätze war oben auf einem Gebirgspaß. Meine Großeltern verbrachten die Nächte im Wagen, während meine Mutter und die anderen Kinder ihr Lager darunter hatten. Also – hier beginnt die Geschichte – meine Mutter lag oben auf der Paßhöhe in der Stille der Nacht, behaglich in ihre Decken gekuschelt, ihre Brüder und Schwestern schliefen neben ihr, und sie schaute durch die Speichen der Räder den Sternen zu. Wie sie so schaute, schien ihr, daß die Sterne sich zu bewegen begannen: entweder bewegten sich die Sterne, oder die Räder

bewegten sich, langsam, ganz langsam. Sie dachte: Was soll ich tun? Was, wenn der Wagen anfängt zu rollen? Soll ich einen Warnruf ausstoßen? Was, wenn ich still liegen bleibe, und der Wagen nimmt Geschwindigkeit auf und rollt mit meinen Eltern darin den ganzen Berg hinunter? Was aber, wenn ich mir das alles nur einbilde?

Vor Angst erstickend, mit klopfendem Herzen, lag sie da und schaute den Sternen zu, schaute zu, wie sie sich bewegten, und dachte, »Soll ich? Soll ich?«, dauernd auf das Knarren lauschend, das erste Knarren. Schließlich schlief sie ein, und ihr Schlaf war voll von Träumen vom Tod. Aber am Morgen, als sie wieder auftauchte, war es hell und friedlich. Und der Wagen tauchte mit ihr auf, und ihre Eltern tauchten auch wieder auf, und alles war gut, so wie es vorher gewesen war.«

Es war nun an ihm, etwas zu sagen, etwas über Berge oder Autos oder Fahrräder oder über sich oder seine Kindheit. Aber er schwieg hartnäckig.

»Sie hat niemandem erzählt, was vorgegangen war in der Nacht«, begann ich wieder. »Vielleicht hat sie abgewartet, bis ich da bin. Ich hörte die Geschichte viele Male von ihr, in vielen Formen. Immer waren sie unterwegs zum Piesangs River. So ein lieblicher, goldener Name! Ich war sicher, es mußte das schönste Fleckchen auf Erden sein. Jahre nach dem Tod meiner Mutter fuhr ich nach Plettenberg Bay und sah zum erstenmal den Piesangs River. Es ist überhaupt kein Fluß, nur ein von Röhricht ersticktes Rinnsal, und abends Moskitos, und ein Platz voller Wohnwagen mit schreienden Kindern und dicken, barfüßigen Männern in Shorts, die auf Gaskochern Würste braten. Überhaupt nicht das Paradies.

Kein Ort, zu dem man Jahr für Jahr durch Täler und über Berge eine Reise unternimmt.«

Jetzt quälte sich der Wagen den Boyes Drive hinauf, willig aber alt, wie Rosinante. Ich faßte das Lenkrad fester, als könnte das die Karre antreiben.

Oberhalb von Muizenberg, mit Blick auf den Bogen von False Bay, parkte ich und schaltete den Motor aus. Der Hund begann zu winseln. Wir ließen ihn hinaus. Er beschnupperte die Bordsteine, beschnupperte die Büsche und erleichterte sich, indes wir in peinlichem Schweigen zusahen.

Er sprach: »Sie stehn falsch rum«, sagte er. »Die Schnauze sollte bergab zeigen.«

Ich ließ mir meinen Ärger nicht anmerken. Ich habe immer den Wunsch gehabt, als eine fähige Person zu gelten. Jetzt mehr denn je, wo Unfähigkeit im Anzug war.

»Sind Sie vom Kap?« sagte ich.

»Ja.«

»Und haben Sie Ihr ganzes Leben hier verbracht?«

Er verlagerte unruhig sein Gewicht. Zwei Fragen: eine zuviel. Ein Brecher, vollkommen gerade, Hunderte von Yards lang, rollte landwärts, vor ihm dahingleitend eine einzelne geduckte Gestalt auf einem Surfboard. Auf der anderen Seite der Bucht ragten klar und blau die Berge von Hottentots Holland auf. Hunger, dachte ich: es ist ein Hunger der Augen, den ich fühle, solch ein Hunger, daß ich nicht einmal zwinkern mag. Diese Wogen, diese Berge: ich möchte sie meinem Gesichtssinn so tief einbrennen, daß ich sie, wohin ich auch gehe, stets vor mir habe. Ich bin hungrig vor Liebe zu dieser Welt.

Eine Spatzenschar ließ sich in den Büschen um uns herum nieder, putzte sich und schwirrte wieder davon. Der Surfer erreichte das Ufer und begann den Strand hinaufzustapfen. Plötzlich hatte ich Tränen in den Augen. Weil ich nicht zwinkere, sagte ich mir. In Wahrheit aber weinte ich. Über das Lenkrad gebeugt, ließ ich mich gehen, zuerst zu einem leisen, verhaltenen Schluchzen, dann zu langen, wimmernden Lauten

ohne Gliederung, Entleerungen der Lunge, Entleerungen des Herzens. »Tut mir leid«, keuchte ich; und dann, als ich ruhiger war: »Es tut mir wirklich leid, ich weiß nicht, was über mich gekommen ist.«

Ich hätte mir die Entschuldigung sparen können. Er schien überhaupt nichts bemerkt zu haben.

Ich trocknete mir die Augen, schneuzte mir die Nase. »Fahren wir?« sagte ich. Er machte die Tür auf, gab einen langen Pfeifton von sich. Der Hund sprang herein. Ein gehorsamer Hund, zweifellos einer guten Familie gestohlen.

Der Wagen stand tatsächlich falsch herum.

»Lassen Sie ihn im Rückwärtsgang anspringen«, sagte er.

Ich löste die Handbremse, rollte ein Stückchen rückwärts bergab und ließ die Kupplung kommen. Der Wagen erschauderte und blieb stehen. »Er ist noch nie im Rückwärtsgang angesprungen«, sagte ich.

»Wenden Sie«, dirigierte er mich wie ein Ehemann, der eine Fahrstunde gibt.

Ich ließ den Wagen weiter bergab rollen und schwenkte dann herum auf die andere Straßenseite. Mit schmetterndem Hupsignal schoß ein großer weißer Mercedes an der Innenseite vorbei. »Den hab ich nicht gesehn!« japste ich.

»Los!« schrie er.

Erstaunt blickte ich diesen Fremden an, der mich da anschrie. »Los!« schrie er wieder, direkt mir ins Gesicht.

Der Motor zündete. Hartnäckig schweigend fuhr ich zurück. An der Ecke der Mill Street wollte er hinausgelassen werden.

Der schlimmste Geruch kommt von seinen Schuhen und Füßen. Er braucht Socken. Er braucht neue Schuhe. Er braucht ein Bad. Er braucht jeden Tag ein Bad; er braucht saubere Unterwäsche; er braucht ein Bett, er braucht ein Dach über dem Kopf, er braucht drei Mahlzeiten am Tag, er braucht Geld auf der Bank. Zuviel zu geben: zuviel für jemanden, der, um

die Wahrheit zu sagen, sich danach sehnt, in den Schoß der eigenen Mutter zu kriechen und getröstet zu werden.

In dem Bemühen, das Vorgefallene zu vergessen, führte ich ihn im Garten herum und wies auf Arbeiten hin, die getan werden müssen. »Die Bäume beschneiden zum Beispiel«, sagte ich. »Wissen Sie, wie man das macht?«

Er schüttelte den Kopf. Nein, wie man Bäume beschneidet, wußte er nicht. Oder wollte er nicht wissen.

In der untersten Ecke waren die alte Eichenbank und der Kaninchenstall von dichten Schlingpflanzen völlig überwuchert. »Das müßte alles weggeräumt werden«, sagte ich.

Er hob die Matte der Schlingpflanzen an einem Rand an. Auf dem Boden des Stalles lag ein Häufchen verblichener Knochen, darunter das vollkommene Skelett eines jungen Kaninchens mit in letzter Verrenkung zurückgebogenem Hals.

»Kaninchen«, sagte ich. »Sie haben dem Sohn meiner Hausangestellten gehört. Ich ließ ihn sie hier als Haustiere halten. Dann gab es irgendeinen Umbruch in seinem Leben. Er vergaß sie, und sie verhungerten. Ich lag im Krankenhaus und wußte nichts davon. Ich war furchtbar aufgebracht, als ich zurückkam und herausfand, zu welchen Todesqualen es hier unten im Garten gekommen war. Geschöpfe, die nicht sprechen können, die nicht einmal schreien können.«

Guaven fielen, wimmelnd von Würmern, und bildeten einen übelriechenden, breiigen Teppich unter dem Baum. »Ich wünschte, die Bäume würden aufhören zu tragen«, sagte ich. »Aber das tun sie nie.«

Der Hund, der nachkam, schnupperte flüchtig an dem Stall. Die Toten lange tot, ihre Gerüche verweht.

»Wie dem auch sei, tun Sie, was Sie können, um das hier wieder unter Kontrolle zu bringen«, sagte ich. »Damit es nicht völlig verwildert.«

»Warum?« sagte er.

»Weil ich nun mal so bin«, sagte ich. »Weil ich keine Unordnung hinterlassen will.«

Er zuckte mit den Achseln und lächelte für sich.

»Wenn Sie bezahlt werden wollen, werden Sie's verdienen müssen. Für nichts kriegen Sie kein Geld von mir.«

Den Rest des Nachmittags arbeitete er, hackte herum an dem Gewucher aus Schlingpflanzen und Gras, hin und wieder innehaltend, um in die Ferne zu starren, wobei er so tat, als wüßte er nicht, daß ich von oben aus dem Haus ein Auge auf ihn hatte. Um fünf Uhr bezahlte ich ihn. »Ich weiß, Sie sind kein Gärtner«, sagte ich, »und ich will Sie auch nicht zu etwas machen, was Sie nicht sind. Aber auf rein karitativer Basis können wir nicht weitermachen.«

Die Scheine nehmend, sie faltend, in die Tasche steckend und zu einer Seite wegblickend, um mich nicht anzusehen, sagte er leise: »Warum?«

»Weil Sie's nicht verdienen.«

Und er, lächelnd, sein Lächeln für sich behaltend: »Verdienen... wer verdient schon was?«

Wer verdient schon was? In plötzlichem Zorn stieß ich ihm die Geldbörse hin. »An was glauben Sie denn? Ans Nehmen? Einfach sich nehmen, was man will? Na los: Nehmen Sie!«

Ruhig nahm er die Geldbörse, entnahm ihr, was sie enthielt, dreißig Rand und ein paar Münzen, und reichte sie zurück. Dann ging er weg, der Hund ihm übermäßig an den Fersen. Nach einer halben Stunde war er zurück; ich hörte das Klirren von Flaschen.

Irgendwo hat er sich eine Matratze besorgt, eine von diesen faltbaren Matratzen, die die Leute mit an den Strand nehmen. In seinem kleinen Nest mitten im Staub und Gerumpel des Holzschuppens, mit einer Kerze am Kopf und dem Hund an den Füßen, lag er und rauchte.

»Ich will dieses Geld zurück«, sagte ich.

Er griff in die Tasche und hielt mir ein paar Scheine hin. Ich nahm sie. Es war nicht das ganze Geld, aber das machte nichts.

»Wenn Sie was brauchen, können Sie zu mir kommen«, sagte ich. »Ich bin kein Geizkragen. Und seien Sie vorsichtig mit der Kerze da. Ich will kein Feuer.«

Ich drehte mich um und ging. War aber gleich wieder zurück.

»Sie haben mir geraten«, sagte ich, »aus dem Haus hier eine Studentenpension zu machen. Nun, ich könnte noch etwas Besseres daraus machen. Ich könnte einen Hafen für Bettler daraus machen. Ich könnte eine Suppenküche betreiben und ein Übernachtungsheim. Aber das tu ich nicht. Warum nicht? Weil der Geist der Nächstenliebe gestorben ist in diesem Land. Weil diejenigen, die milde Gaben empfangen, diese Gaben verachten, während diejenigen, die geben, mit hoffnungslosem Herzen geben. Welchen Sinn hat Nächstenliebe, wenn sie nicht von Herz zu Herzen geht? Was glauben Sie, was das ist: Nächstenliebe? Suppe? *Charity, Caritas*: von dem lateinischen Wort für Herz. Nehmen ist ebenso schwer wie Geben. Es erfordert ebensoviel Überwindung. Ich wünschte, Sie würden das lernen. Ich wünschte, Sie würden etwas lernen, anstatt bloß herumzuliegen.«

Eine Lüge: *Caritas* hat mit Herz nichts zu tun. Aber was macht es schon, wenn meine Predigten auf falschen Etymologien beruhen? Er hört kaum hin, wenn ich zu ihm spreche. Vielleicht ist er trotz dieser scharfen Vogelaugen benebelter vom Trinken, als ich weiß. Oder vielleicht kümmert ihn das im Grunde alles gar nicht. Sich kümmern, sorgen, *to care*: das ist die wahre Wurzel von *charity*. Ich erwarte von ihm, daß er sich kümmert, und er tut es nicht. Er sorgt sich nicht mehr. Er ist darüber hinaus. Jenseits von Sorge und Fürsorge.

Da das Leben in diesem Land so sehr dem Leben an Bord eines sinkenden Schiffes gleicht, eines dieser Passagierdampfer aus alten Zeiten, mit einem tieftraurigen, betrunkenen Kapitän und einer sauertöpfischen Crew und lecken Rettungsbooten, steht der Kurzwellenempfänger bei mir am Bett. Die meiste Zeit ist nur Sprache zu hören; wenn man aber bis in die unwahrscheinlichen Stunden der Nacht dranbleibt, geben manche Sender nach und spielen Musik. Mal näherkommend, mal entschwindend, hörte ich letzte Nacht – von woher? Helsinki? den Cook Inseln? – die Hymnen aller Nationen, himmlische Musik, Musik, die uns vor Jahren verlassen hat und nun verklärt, sanft zurückkommt als ein Beweis dafür, daß alles, was fortgegeben ist, letztendlich zurückkehrt. Ein geschlossenes Universum, gewölbt wie ein Ei, uns umschließend.

Da lag ich im Dunkeln, lauschte der Musik der Sterne und dem Knistern und Summen, das sie begleitete wie der Staub von Meteoren, und ich lächelte, das Herz voller Dankbarkeit für diese gute Nachricht aus der Ferne. Die eine Grenze, die sie nicht schließen können, dachte ich: die Grenze nach oben hin, zwischen der Republik von Südafrika und dem Reich des Himmels. Wohin bald meine Reise geht. Für die man keinen Paß braucht.

Noch immer im Bann der Musik (es war, glaube ich, Stockhausen), setzte ich mich heute nachmittag ans Klavier und spielte ein paar von den guten alten Stücken: Präludien aus dem Wohltemperierten Klavier, Chopin-Präludien, Brahms-Walzer nach zerfleckerten, fleckigen, staubtrockenen Novello- und Augener-Editionen. Ich spielte so schlecht wie immer, las, wie vor einem halben Jahrhundert, dieselben Akkorde falsch, machte beim Fingersatz wieder die Fehler, die mir nun unkorrigierbar in den Knochen sitzen. (Die von Archäologen am meisten geschätzten Knochen sind, wie ich mich erinnere,

die von Krankheit knotig gewordenen oder von einer Pfeilspitze zersplitterten: Knochen, die von einer Geschichte aus einer Zeit vor der Geschichte gezeichnet sind.)

Als ich der Anmut der Brahms-Walzer müde war, schloß ich die Augen und spielte Akkorde, mit den Fingern nach dem einen Akkord tastend, den ich, wenn ich ihn fände, als meinen Akkord wiedererkennen würde, den Herzakkord. (Ich spreche von einer Zeit vor Deiner Zeit, als man, wenn man an einem heißen Samstagnachmittag die Straße entlangging, hören konnte, wie in einem Vorderzimmer die Tochter des Hauses leise, aber verbissen die Tasten für diesen ersehnten, flüchtigen Widerhall zu finden suchte. Auch das waren Tage des Zaubers und Kummers und Geheimnisses! Tage der Unschuld!)

»*Jerusalem!*« sang ich leise, Akkorde spielend, die ich zuletzt am Knie meiner Großmutter hörte: »*And was Jerusalem builded here?*«

Dann endlich ging ich zurück zu Bach und spielte schwerfällig, wieder und wieder, die erste Fuge aus Buch Eins. Der Klang war verschwommen, unscharf die Linien, doch hin und wieder, für wenige Takte, tauchte die wahre Sache auf, die wahre Musik, die Musik, die nicht stirbt, zuversichtlich, heiter.

Ich spielte für mich. Aber irgendwann knarrte eine Diele oder ein Schatten glitt über den Vorhang, und ich wußte, daß er draußen war und zuhörte.

Also spielte ich Bach für ihn, so gut ich konnte. Als der letzte Takt gespielt war, klappte ich das Notenbuch zu, und mit im Schoß gefalteten Händen saß ich da und betrachtete das ovale Porträt auf dem Deckel, die feisten Backen, das glatte Lächeln, die verquollenen Augen. Reiner Geist, dachte ich, doch in welch unwahrscheinlichem Tempel! Wo befindet dieser Geist sich jetzt? In den Echos meiner tastenden Darbietung durch den Äther sich zurückziehend? In meinem Herzen, wo die Musik noch immer tanzt? Hat er seinen Weg auch in das Herz

des Mannes gefunden, der mit lose hängender Hose am Fenster lauscht? Sind unsere zwei Herzen, unsere Organe der Liebe, für diese flüchtige Dauer durch ein Band des Klanges verbunden gewesen?

Das Telefon klingelte: eine Frau in einer der Wohnungen auf der anderen Straßenseite warnte mich vor einem Landstreicher, den sie auf meinem Grundstück erspäht hatte. »Es ist kein Landstreicher«, sagte ich. »Es ist ein Mann, der für mich arbeitet.«

Ich werde keine Anrufe mehr beantworten. Es gibt niemanden, mit dem ich bereit bin zu sprechen, außer mit Dir und dem dicken Mann auf dem Bild, dem dicken Mann im Himmel; und keiner von Euch beiden, denke ich, wird anrufen.

Himmel. Den Himmel stelle ich mir vor als eine Hotelhalle mit einer hohen Decke, und über die Lautsprecheranlage kommt leise die Kunst der Fuge. Wo man in tiefen Ledersesseln sitzen und ohne Schmerzen sein kann. Eine Hotelhalle voll von alten Menschen, die dösend der Musik lauschen, während Seelen vor ihnen hin und her wallen wie Dämpfe, die Seelen aller. Ein Ort, vollgepackt mit Seelen. Bekleidet? Ja, bekleidet, nehme ich an; aber mit leeren Händen. Ein Ort, zu dem man nichts mitbringt als eine abstrakte Art Kleidung und die Erinnerungen in einem, die Erinnerungen, die einen ausmachen. Ein Ort ohne Zwischenfall. Ein Bahnhof nach der Abschaffung der Züge. Wo man der himmlischen, nicht endenden Musik lauscht, auf nichts wartet und müßig den Vorrat der Erinnerungen durchblättert.

Wird es möglich sein, in diesem Sessel zu sitzen und der Musik zu lauschen, ohne sich zu grämen wegen des Hauses, das dichtgemacht ist und dunkel, und wegen der Katzen, die im Garten herumschleichen, ungefüttert, gereizt? Es muß wohl möglich sein, wozu ist sonst der Himmel da? Doch zu sterben

ohne Nachfolge ist – vergib mir, daß ich das sage – so unnatürlich. Damit Geist und Seele Frieden finden, wollen wir wissen, wer nach uns kommt, wessen Präsenz die Räume erfüllt, in denen wir einst zu Hause waren.

Ich denke an diese verlassenen Farmhäuser, an denen ich im Karoo und an der Westküste vorbeifuhr, deren Besitzer sich vor Jahren in die Städte verzogen und zugenagelte und verschlossene Tore und Fenster hinterließen. Jetzt flattert Wäsche an der Leine, Rauch kommt aus dem Schornstein, Kinder spielen vor der Hintertür und winken vorbeifahrenden Autos zu. Ein Land im Prozeß der Wiederinbesitznahme, dessen Erben sich leise melden. Ein mit Gewalt genommenes, benutztes, ausgeplündertes, heruntergewirtschaftetes, in seinen unfruchtbaren späten Jahren verlassenes Land. Vielleicht auch geliebt von seinen Schändern, aber geliebt nur in der Blütezeit seiner Jugend und folglich, nach dem Urteil der Geschichte, nicht genug geliebt.

Vor drei Jahren ist bei mir eingebrochen worden (Du erinnerst Dich vielleicht, ich schrieb Dir darüber). Die Einbrecher nahmen nicht mehr als sie tragen konnten, aber bevor sie gingen, kippten sie jede Schublade aus, schlitzten jede Matratze auf, zerschmetterten Steingut, zerbrachen Flaschen und schmissen alle Lebensmittel in der Speisekammer auf den Fußboden.

»Warum benehmen sie sich so?« fragte ich fassungslos den Fahnder – »Was haben sie davon?«

»So sind sie eben«, erwiderte er. »Tiere.«

Danach ließ ich alle Fenster vergittern. Ein rundlicher Inder hat das gemacht. Nachdem er die Stäbe in den Rahmen verschraubt hatte, verkleisterte er jeden Schraubenkopf mit Leim. »Damit sie nicht herausgeschraubt werden können«, erklärte er. Als er ging, sagte er: »Jetzt bist du sicher«, und tätschelte mir die Hand.

»Jetzt bis du sicher.« Die Worte eines Tierwärters im Zoo, wenn er für die Nacht irgendeinen schwingenlosen, unnützen Vogel einsperrt: eine Dronte: die letzte der Dronten, alt, die keine Eier mehr legt. »Jetzt bis du sicher.« Eingesperrt, während draußen hungrige Raubtiere herumschleichen. Eine Dronte, quäkend in ihrem Nest, ein Auge geöffnet im Schlaf, übernächtigt die Dämmerung begrüßend. Aber sicher, sicher in ihrem Käfig, die Gitterstäbe intakt, die Kabel intakt: das Telefonkabel, durch das sie im äußersten Notfall um Hilfe rufen kann, das Fernsehkabel, durch das das Licht der Welt kommt, das Antennenkabel, das Musik von den Sternen hereinholt.

Fernsehen. Warum schaue ich mir das an? Die Parade der Politiker jeden Abend. Ich brauche sie nur anzusehen, die feisten, leeren Gesichter, die mir seit der Kindheit so vertraut sind, und schon erfassen mich Trostlosigkeit und Ekel. Die Rüpel in der letzten Reihe der Schulbänke, grobknochige, klotzige Knaben, die jetzt erwachsen und aufgestiegen sind, um das Land zu regieren. Sie mit ihren Vätern und Müttern, ihren Onkel und Tanten, ihren Brüdern und Schwestern: ein Heuschreckenschwarm, eine Plage schwarzer Heuschrecken, die über das Land herfallen, unablässig schmatzend, Leben verschlingend. Warum schaue ich sie mir an, erfüllt von Grauen und Abscheu? Warum lasse ich sie ins Haus? Weil die Herrschaft der Heuschreckenfamilie die Wahrheit Südafrikas ist, und die Wahrheit das ist, was mich krank macht? Die Mühe, Rechtmäßigkeit zu beanspruchen, machen sie sich nicht mehr. Vernunft haben sie mit einem Achselzucken abgetan. Was sie gänzlich in Anspruch nimmt, ist Macht und die Starre der Macht. Essen und reden, Leben verschmatzen, rülpsen. Langsames, fettleibiges Gerede. In einem Kreis sitzen, gewichtig debattieren, Verordnungen erlassen wie Hammerschläge: Tod, Tod, Tod. Unbekümmert durch den

Gestank. Schwere Augenlider, schweinische Augen, schlau mit der Schläue von Generationen von Bauern. Auch gegeneinander konspirierend: langsame Bauernkonspirationen, die generationenlang reifen. Die neuen Afrikaner, dickwanstige, feistwangige Männer auf ihren Bürohockern: Cetshwayo, Dingane in weißer Haut. Nach unten drückend: ihre Macht in ihrem Gewicht. Gewaltige Stierhoden, die auf ihre Weiber, ihre Kinder hinunterdrücken, den Funken aus ihnen hinausdrücken. Der Funke des Feuers in ihren eigenen Herzen erloschen. Träge Herzen, fett wie Blutwurst.

Und ihre Botschaft Stuß: stumpfsinnig gleichbleibend, stumpfsinnig immerzu dieselbe, stur. Nach jahrelangem Ausloten der Etymologie des Wortes – ihre Großtat: den Stumpfsinn zu einer Tugend erhoben zu haben. Abstumpfen, des Gefühls berauben; benommen machen, betäuben; durch Verblüffung lähmen; starr vor Staunen machen. Stupor: Empfindungslosigkeit, Apathie, Erstarrung des Geistes. Stupide: eingeschränkt in den Fähigkeiten, gleichgültig, bar des Denkens oder Fühlens. Von *stupere*, *to be stunned*, *astounded*. Eine Steigerung, ein Gefälle von *stupid* zu *stunned* zu *astonished*, zu Stein geworden. Die Botschaft: daß die Botschaft sich nie ändert. Eine Botschaft, die aus Menschen Steine macht.

Wir schauen hin, wie Vögel Schlangen anschauen. Fasziniert von dem, was uns gleich verschlingen wird. Faszination: das, womit wir unserem Tod huldigen. Zwischen acht und neun Uhr abends versammeln wir uns, und sie zeigen sich uns. Eine rituelle Kundgebung, wie während Francos Krieg die Prozessionen der Bischöfe im vollen Ornat. Eine Thanatophanie: unseren Tod uns zeigend. *Viva la muerte!* ihr Schrei, ihre Drohung. Tod den Jungen. Tod dem Leben. Keiler, die ihre Frischlinge fressen. Der Keilerkrieg.

Ich sage mir, daß ich mir nicht die Lüge anschau, sondern den Raum hinter der Lüge, wo die Wahrheit sein sollte. Aber ist das wahr?

Ich döste (ich schreibe noch immer über gestern), las, döste wieder. Ich machte Tee, legte eine Schallplatte auf. Takt für Takt richteten die Goldberg-Variationen sich auf in der Luft. Ich ging zum Fenster. Es war fast dunkel. An der Garagenwand hockte der Mann, rauchend, das Aufglühen der Zigarette als rötlicher Punkt. Vielleicht sah er mich, vielleicht nicht. Gemeinsam hörten wir zu.

In diesem Moment dachte ich: Wie er sich jetzt fühlt, weiß ich so sicher, als würden er und ich Liebe machen.

Obwohl er ungebeten kam, obwohl er mich mit Abscheu erfüllte, zog ich den Gedanken in Betracht, ohne eine Miene zu verziehen. Er und ich, Brust an Brust gedrückt, mit geschlossenen Augen, wie wir die alte Straße hinuntergehen. Unwahrscheinliche Gefährten. Wie eine Busfahrt in Sizilien, frontal zusammengedrückt, Leib an Leib mit einem fremden Mann. Vielleicht wird so das Nachleben sein: nicht eine Hotelhalle mit Sesseln und Musik, sondern ein großer überfüllter Bus unterwegs von nirgendwo nach nirgendwo. Nur Stehplätze: für immer auf den Füßen, gegen Fremde gequetscht. Die Luft dick, verbraucht, voller Seufzer und Gemurmel: *Pardon*, *Pardon*. Promiskuöser Kontakt. Für immer unter dem Blick anderer. Schluß mit Privatleben.

Auf der anderen Seite des Hofes hockte er, rauchend, zuhörend. Zwei Seelen, seine und meine, verflochten, hingerissen. Wie Insekten, mit den hinteren Enden sich paarend, in entgegengesetzte Richtungen blickend, reglos, bis auf ein Pulsieren des Thorax, das fälschlich für bloßes Atmen gehalten werden könnte. Reglosigkeit und Ekstase.

Er schnippte seine Zigarette weg. Zerstiebende Funken, als sie auf den Boden traf, dann Dunkelheit.

Dieses Haus, dachte ich. Diese Welt. Dieses Haus, diese Musik. Dieses.

»Das ist meine Tochter«, sagte ich. »Die, von der ich Ihnen erzählte, die in Amerika lebt.« Und durch seine Augen betrachtete er Dich auf der Fotografie. Das liebenswürdige Gesicht einer Frau in den Dreißigern, lächelnd, vor einem Feld von Grün, die Hand ans Haar hebend, das im Wind weht. Selbstsicher. Das hast Du jetzt: das Aussehen einer Frau, die sich gefunden hat.

»Das sind ihre Kinder.«

Zwei kleine Jungen mit Mützen auf und in Jacken und Stiefeln und Handschuhen, die neben einem Schneemann strammstehen und auf das Klicken des Verschlusses warten.

Eine Pause. Wir sitzen am Küchentisch. Ich hatte Tee vor ihn hingestellt und Marie-Kekse. Marie-Kekse: Nahrung für die Alten, die Zahnlosen.

»Ich möchte, daß Sie etwas für mich tun, wenn es soweit ist. Es gibt ein paar Papiere, die ich meiner Tochter schicken möchte. Aber nach dem Ereignis. Das ist der wichtige Punkt. Deswegen kann ich sie nicht selber abschicken. Alles andere werde ich tun. Ich werde sie zu einem Paket verpacken und die richtigen Briefmarken draufkleben. Sie brauchen das Paket im Postamt nur über den Tresen zu reichen, das ist alles. Werden Sie das tun für mich?«

Eine Bewegung des Unbehagens.

»Ich würde Sie nicht um den Gefallen bitten, wenn ich mir anders helfen könnte. Aber ich sehe sonst keine Möglichkeit. Ich werde nicht mehr da sein.«

»Können Sie nicht wen andern bitten?« sagte er.

»Ja, kann ich. Aber ich bitte Sie. Es sind private Papiere, private Briefe. Sie sind die Erbschaft meiner Tochter. Sie sind

alles, was ich ihr geben kann, alles, was sie annehmen wird aus diesem Land. Ich möchte nicht, daß sie von jemand anderm geöffnet und gelesen werden.«

Private Papiere. Diese Papiere, Worte, die Du entweder *jetzt* liest oder nie. Werden sie Dich erreichen? Haben sie Dich erreicht? Zwei Arten, dieselbe Frage zu stellen, eine Frage, auf die ich nie die Antwort wissen werde, nie. Für mich wird dieser Brief für immer eine den Wellen übergebene Botschaft sein: Post in einer Flasche mit den Briefmarken der Republik von Südafrika darauf, und Deinem Namen.

»Ich weiß nicht«, sagte der Mann, der Bote, mit seinem Löffel spielend.

Er will mir nichts versprechen. Und selbst wenn er es verspricht, wird er am Ende doch tun, was ihm paßt. Letzte Anweisungen, ihre Ausführung nicht erzwingbar. Denn die Toten sind keine Menschen. Das ist das Gesetz: alle Verträge werden nichtig. Die Toten können nicht betrogen werden, nicht verraten werden, es sei denn, man trägt sie mit sich im Herzen und begeht das Verbrechen dort.

»Macht nichts«, sagte ich. »Ich hatte auch daran gedacht, Sie hereinzubitten und die Katzen zu füttern. Aber ich werde andere Vorkehrungen treffen.«

Welche anderen Vorkehrungen? In Ägypten wurden Katzen mit ihren toten Herren eingemauert. Ist es das, was ich will: Pfoten hin und her, und gelbe Augen, nach einem Ausgang aus der dunklen Höhle suchend?

»Ich werde sie abschaffen müssen«, sagte ich. »Sie sind zu alt für ein neues Zuhause.«

Wie Wasser gegen einen Felsen, so schlugen meine Worte gegen sein Schweigen.

»Irgendwas muß ich machen mit ihnen«, sagte ich. »An meiner Stelle würden Sie genauso empfinden.«

Er schüttelte den Kopf. Nicht wahr. Wahrhaftig, nicht wahr. Irgendwann in einer Winternacht, früher oder später, wenn das künstliche Feuer in seinen Adern nicht mehr heiß genug ist, um ihn zu erhalten, wird er umkommen. Er wird in einer Toreinfahrt sterben oder in einem Durchgang, die Arme um die Brust geschlungen. Man wird ihn finden, mit diesem Hund an seiner Seite, oder einem anderen Hund, und der Hund wird wimmern und ihm das Gesicht lecken. Man wird ihn wegkarren, und der Hund wird auf der Straße zurückgelassen werden, und damit hat sich's dann. Keine Vorkehrungen, keine Hinterlassenschaft, kein Mausoleum.

»Ich bring Ihnen das Paket zur Post«, sagte er.

II

Florence ist zurück und hat nicht nur die zwei kleinen Mädchen mitgebracht, sondern auch ihren fünfzehnjährigen Sohn Bheki.

»Wird er lange bleiben, Florence?« fragte ich. »Ist noch Platz für ihn?«

»Wenn er nicht bei mir ist, kommt er in Schwierigkeiten«, erwiderte Florence. »Meine Schwester kann nicht mehr auf ihn aufpassen. Es ist sehr schlimm in Guguletu, sehr schlimm.«

Ich habe also jetzt fünf Menschen hinten im Hof. Fünf Menschen, einen Hund und zwei Katzen. Es war eine Alte, die wohnt' in 'nem Schuh. Und sie fragte: Was ist's, was ich tu?

Als Florence Anfang des Monats wegging, beruhigte ich sie, ich würde die Hausarbeit schon schaffen. Aber natürlich ließ ich alles schluren, und bald hing oben ein saurer, muffiger Geruch in der Luft, ein Geruch nach Hautcreme, schmutziger Bettwäsche, Talkumpuder. Jetzt mußte ich mit beschämtem Gesicht hinter ihr hergehen, als sie Bestandsaufnahme machte. Mit den Händen auf den Hüften, geblähten Nasenflügeln, blitzender Brille, nahm sie meine offensichtliche Unfähigkeit in Augenschein. Dann machte sie sich an die Arbeit. Gegen Ende des Nachmittags glänzten Küche und Badezimmer, das Schlafzimmer war frisch und schmuck, und es roch nach Möbelpolitur. »Wunderbar, Florence«, sagte ich und holte die rituellen Phrasen hervor: »Ich weiß nicht, was aus mir werden würde ohne dich.« Aber ich weiß es natürlich. Ich würde in den gleichgültigen Schmutz des Alters sinken.

Nachdem sie meine Arbeit getan hatte, wandte Florence sich ihrer eigenen zu. Sie stellte das Abendessen auf den Herd und

brachte die zwei kleinen Mädchen nach oben ins Badezimmer. Während ich zuschaute, wie sie sie wusch, fest hinter den Ohren reibend, zwischen den Beinen, flink, entschieden und des Gewimmers nicht achtend, dachte ich: Was für eine bewundernswerte Frau, aber wie froh bin ich, daß sie nicht meine Mutter ist!

Ich überraschte den Jungen, wie er im Hof herumtrödelte. Früher kannte ich ihn als Digby, jetzt ist er Bheki. Groß für sein Alter, gutaussehend und mit den ernsten Zügen von Florence. »Kaum zu glauben, wie du gewachsen bist«, sagte ich. Er erwiederte nichts. Nicht mehr der kleine Junge mit dem offenen Gesicht, der, wenn er zu Besuch kam, als erstes zum Kaninchenstall lief, das fette weiße Weibchen herausnahm und an seine Brust drückte. Zweifellos unzufrieden, weil er von seinen Freunden getrennt und mit Babyschwestern bei irgendwem hinten im Hof versteckt worden war.

»Wann sind die Schulen geschlossen worden?« fragte ich Florence.

»Vorige Woche. Alle Schulen in Guguletu, Langa, Nyanga. Die Kinder wissen nichts mit sich anzufangen. Sie laufen bloß auf den Straßen herum und kriegen Ärger. Es ist besser, daß er hier ist, wo ich ihn sehen kann.«

»Er wird unruhig werden ohne alle Freunde.«

Sie zuckte mit den Achseln, ohne zu lächeln. Ich glaube, ich habe sie noch nie lächeln sehen. Aber vielleicht lächelt sie auf ihre Kinder hinab, wenn sie allein ist mit ihnen.

»Wer ist dieser Mann?« fragte Florence.

»Er heißt Vercueil«, sagte ich. »Mr. Vercueil, Verkuil, Verskuil. So sagt er. Mir ist so ein Name noch nie vorgekommen. Ich habe ihm für eine Weile Unterschlupf gewährt. Er hat einen Hund. Sag den Kindern, sie sollen nicht

so mit ihm toben, wenn sie mit ihm spielen. Es ist ein junger Hund, womöglich schnappt er zu.«

Florence schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Wenn er uns Ärger macht, werde ich ihn bitten zu gehen«, sagte ich. »Aber ich kann ihn nicht wegen etwas wegschicken, was er nicht getan hat.«

Ein kühler, windiger Tag. Ich saß im Morgenmantel auf dem Balkon. Unten auf dem Rasen nahm Vercueil den alten Mäher auseinander, und die kleinen Mädchen schauten ihm zu. Die ältere, namens Hope, wie Florence sagt (den wirklichen Namen vertraut sie mir nicht an), hockte ein paar Schritt entfernt, außerhalb seines Gesichtsfeldes, die Hände zwischen den Knien gefaltet. Sie hatte neue rote Sandalen an. Das Baby, Beauty, ebenfalls mit roten Sandalen, tapste auf dem Rasen herum, die Füße vorstoßend und immer wieder mal plötzlich auf dem Hintern landend.

Als ich so zuschaute, kam die Kleine auf Vercueil zu, die Arme weit ausgebreitet, die Fäustchen geballt. Bevor sie über den Rasenmäher purzeln konnte, fing er sie auf und führte sie an dem molligen Ärmchen in eine sichere Entfernung. Wieder stürzte sie auf unsicheren Beinen auf ihn zu. Und wieder fing er sie auf und führte sie weg. Es war kurz davor, zu einem Spiel zu werden. Aber würde der finstere Vercueil spielen?

Noch einmal stürmte Beauty auf ihn los; noch einmal rettete er sie. Dann, Wunder der Wunder, fuhr er den halb auseinandergenommenen Rasenmäher auf die Seite und begann, eine Hand dem Baby hinhaltend, die andere Hope, sich im Kreis zu drehen, erst langsam, dann schneller. Hope, in ihren roten Sandalen, mußte rennen, um auf den Beinen zu bleiben, während das Baby, quietschend vor Vergnügen, durch die Luft wirbelte; und der Hund, vor dem Tor ausgeschlossen, sprang und bellte. Welcher Lärm! Welche Aufregung!

In dem Moment muß Florence aufgetaucht sein, denn das Kreiseln verlangsamte sich und hörte auf. Ein paar leise Worte, und Hope ließ Vercueils Hand los, lockte ihre Schwester weg, und sie entschwanden meinem Sichtbereich. Ich hörte, wie eine Tür zuging. Der Hund winselte enttäuscht. Vercueil kehrte zurück zu dem Rasenmäher. Eine halbe Stunde später begann es zu regnen.

Der Junge, Bheki, verbringt seine Zeit damit, auf Florences Bett sitzend alte Illustrierte durchzublättern, während aus einer Ecke des Zimmers Hope zuschaut und ihn anhimmelt. Manchmal, wenn er das Lesen leid geworden ist, steht er in der Auffahrt und läßt einen Tennisball von der Garagentür abprallen. Der Lärm macht mich wahnsinnig. Obwohl ich ein Kissen über den Kopf ziehe, erreicht das erbarmungslose Gebumse mich noch immer. »Wann machen die Schulen wieder auf?« frage ich gereizt. »Ich werd ihm sagen, er soll aufhören damit«, sagt Florence. Eine Minute später hört das Gebumse auf.

Voriges Jahr, als es anfing mit den Unruhen in den Schulen, habe ich Florence die Meinung gesagt. »Zu meiner Zeit haben wir es als ein Vorrecht angesehen, zur Schule zu gehen«, sagte ich. »Die Eltern haben gedarbt und gespart, um ihre Kinder zum Unterricht schicken zu können. Wir hätten es für Wahnsinn gehalten, eine Schule niederzubrennen.«

»Heute ist das anders«, hatte Florence erwidert.

»Findest du es richtig, daß Kinder ihre Schulen niederbrennen?«

»Ich kann diesen Kindern nicht sagen, was sie tun sollen«, war ihre Antwort gewesen. »Es hat sich jetzt alles verändert. Es gibt keine Mütter und Väter mehr.«

»Das ist Unsinn«, hatte ich gesagt. »Es gibt immer Mütter und Väter.« Auf diesen Ton hatte unser Wortwechsel geendet.

Von Unruhen in den Schulen sagt das Radio nichts, das Fernsehen sagt nichts, die Zeitungen sagen nichts. In der Welt wird der Eindruck erweckt, alle Kinder des Landes säßen friedlich in ihren Schulbänken und lernten etwas über das Quadrat auf der Hypotenuse und die Papageien im Dschungel am Amazonas. Was ich von den Vorfällen in Guguletu weiß, hängt allein von dem ab, was Florence mir erzählt und was ich dadurch in Erfahrung bringe, daß ich auf dem Balkon stehe und nach Norden spähe: nämlich daß Guguletu heute nicht brennt oder, falls es brennt, mit kleiner Flamme brennt.

Das Land ist am Schwelen, doch beim besten Willen der Welt kann ich das nur halb zur Kenntnis nehmen. Meine eigentliche Aufmerksamkeit ist ganz nach innen gerichtet, auf das Ding, das Wort, das Wort für das Ding, das sich unaufhaltsam breitmacht in meinem Körper. Eine schändliche Beschäftigung, und in Zeiten wie diesen auch eine lächerliche, so wie ein Bankier in brennender Kleidung ein Witz ist, während ein brennender Bettler es nicht ist. Doch ich kann mir nicht helfen. »Sieh mich an!« möchte ich Florence ins Gesicht schreien – »Ich brenne auch!«

Die meiste Zeit halte ich die Buchstaben des Wortes sorgfältig auseinander wie die Brechbacken einer Falle. Wenn ich lese, lese ich behutsam, Zeilen oder sogar ganze Absätze überspringend, wenn ich aus einem Augenwinkel den Schatten des Wortes gewahre, das im Hinterhalt liegt.

Aber im Dunkeln, im Bett, allein, wird die Versuchung, es anzusehen, zu stark. Fast fühle ich mich zu ihm hingestoßen. Ich sehe mich als ein Kind in einem langen weißen Kleid und mit Strohhut auf einem großen, leeren Strand. Überall um mich herum fliegt Sand. Ich halte meinen Hut fest, pflanze die Füße in den Boden, stemme mich gegen den Wind. Aber nach einer Weile an diesem einsamen Ort, wo niemand mich beobachtet, wird die Anstrengung zu groß. Ich entspanne mich. Wie eine

Hand im Kreuz gibt der Wind mir einen Stoß. Es ist eine Erleichterung, den Widerstand aufzugeben. Zuerst gehend, dann rennend, lasse ich mich treiben vom Wind.

Er treibt mich, Nacht für Nacht, zum *Kaufmann von Venedig*. »Esse ich nicht, schlafe ich nicht, atme ich nicht wie ihr?« schreit Shylock der Jude: »Blute ich nicht wie ihr?« – wobei er, aufgespießt auf einen Dolch, ein Pfund blutigen Fleisches schwingt. »Blute ich nicht wie ihr?« kommen die Worte des Juden mit langem Bart und Schädelkäppchen, während er in Wut und Qual auf der Bühne tanzt.

Ich würde meinen Schrei Dir ins Gesicht schreien, wenn Du hier wärst. Florence muß diejenige sein, die diese Momente zu erdulden hat, wenn ein wahrer Feuerstoß der Furcht aus mir hervorbricht und das Blatt am Zweig versengt. »Alles wird gut«: dies sind die Worte, die ich hören möchte. Ich möchte an jemandes Busen gedrückt werden, an Florences, an Deinen, irgend jemandes Busen, und möchte gesagt bekommen, daß alles gut werden wird.

Als ich im Bett lag letzte Nacht, unter der Hüfte ein Kissen, die Arme an die Brust gepreßt, damit der Schmerz sich nicht bewege – die Uhr zeigte 3:45 an –, dachte ich mit Neid und Sehnsucht an Florence in ihrem Zimmer, wo sie schlief, umgeben von ihren schlafenden Kindern, und wie sie atmeten, die vier, in ihren vier verschiedenen Rhythmen, aus und ein, stark und sauber.

Einst hatte ich alles, dachte ich. Jetzt habt ihr alles, und ich habe nichts.

Das Atmen der vier ging weiter, ohne Stocken, und das leise Ticken der Uhr.

Ich faltete ein Blatt Papier und schrieb Florence eine Mitteilung: »Ich habe eine schlechte Nacht. Will versuchen, morgen lange zu schlafen. Halte die Kinder bitte ruhig. Danke. E. C.« Ich ging nach unten und stellte sie in die Mitte des

Küchentischs. Dann, zitternd, ging ich wieder ins Bett, nahm die Vier-Uhr-Pillen, schloß die Augen, verschränkte die Arme und wartete auf den Schlaf, der nicht kam.

Was ich von Florence will, kann ich nicht bekommen. Nichts von dem, was ich will, kann ich bekommen.

Voriges Jahr, als das Baby noch getragen werden mußte, habe ich Florence einmal nach Brackenfell gefahren, zur Arbeitsstelle ihres Mannes.

Zweifellos erwartete sie, ich würde sie dort absetzen und wegfahren. Aber aus Neugier, weil ich den Mann sehen wollte, sie zusammen sehen wollte, bin ich mit ihr hineingegangen.

Es war an einem späten Samstagnachmittag. Vom Parkplatz aus folgten wir einem staubigen Weg vorbei an zwei langen, niedrigen Hallen zu einer dritten Halle, wo ein Mann in blauem Overall in einem Drahtgehege stand, umwimmelt von Hühnern – eigentlich Hühnchen – zu seinen Füßen. Das Mädchen, Hope, riß sich los, rannte vor und faßte in den Maschendraht. Zwischen dem Mann und Florence sprang etwas über: ein Blick, eine Frage, ein Wiedererkennen.

Aber es war keine Zeit für Begrüßungen. Er, William, Florences Mann, hatte einen Job, und der Job konnte nicht unterbrochen werden. Sein Job bestand darin, sich ein Huhn zu schnappen, es herumzuschwingen, um sich das zappelnde Tier, mit dem Kopf nach unten, zwischen die Knie zu klemmen, ihm einen Drahtring um die Füße zu drehen und es einem zweiten, jüngeren Mann weiterzureichen, der es, schreiend und flatternd, an einen Haken an einem Förderband hängte, das klappernd über seinem Kopf lief und es tiefer in die Halle brachte, wo ein dritter Mann in blutbespritzter Ölhaut seinen Kopf packte, den Hals straffzog und ihn mit einem Messer durchschnitt, das so klein war, daß es zu seiner Hand zu gehören schien, worauf er den Kopf, in derselben Bewegung, in einen Plastikkübel zu anderen toten Köpfen warf.

Das war Williams Arbeit, und das sah ich, bevor ich die Zeit oder Geistesgegenwart hatte zu fragen, ob ich es sehen wollte. Sechs Tage die Woche war dies seine Tätigkeit. Er band den Hühnern die Beine. Oder vielleicht wechselte er sich auch ab mit den anderen Männern und hängte Hühner an Haken oder schnitt Köpfe ab. Für vierhundert Rand den Monat plus Zuteilungen. Eine Arbeit, die er seit fünfzehn Jahren machte. So daß es nicht unvorstellbar war, daß einige der Tiere, die ich mit Brotkrumen und Eigelb und Salbei gefüllt und mit Öl und Knoblauch eingerieben hatte, in ihrer letzten Minute von den Beinen dieses Mannes festgehalten worden waren, vom Vater der Kinder Florences. Der um fünf, wenn ich noch schlief, aufstand, um die Bleche unter den Käfigen mit einem Schlauch auszuspritzen, die Futtermassen zu füllen, die Hallen auszufegen und dann, nach dem Frühstück, das Schlachten zu beginnen, das Rupfen und Ausnehmen, das Einfrieren von Tausenden von Karkassen, das Verpacken von Tausenden von Köpfen und Füßen, Meilen von Innereien, Bergen von Federn.

Ich hätte sofort verschwinden sollen, als ich sah, was da vorging. Ich hätte wegfahren und versuchen sollen, die ganze Sache, so gut es ginge, zu vergessen. Doch statt dessen stand ich an dem Drahtgehege, fasziniert, wie die drei Männer den Tod an die fluglosen Vögel austeilten. Und neben mir das Kind, das, die Finger im Maschendraht, den Anblick ebenfalls verschlang.

So schwer und doch so leicht, töten, sterben.

Es wurde fünf Uhr, Feierabend, und ich verabschiedete mich. Während ich zurückfuhr zu diesem leeren Haus, brachte William Florence und die Kinder zu den Wohnquartieren. Er wusch sich; sie kochte das Abendessen aus Huhn und Reis auf dem Propanherd und fütterte dann das Baby. Es war Samstag. Einige von den anderen Farmarbeitern waren irgendwo zu Besuch, erholteten sich. Und so konnten Florence und William

die Kinder in einer leeren Schlafstelle zu Bett legen und in der warmen Abenddämmerung einen Spaziergang machen, nur die beiden.

Sie gingen am Straßenrand entlang. Sie sprachen über die vergangene Woche, wie sie gewesen war; sie sprachen über ihr Leben.

Als sie zurückkamen, schliefen die Kinder fest. Um für sich zu sein, hängten sie eine Decke vor ihre Schlafstelle. Dann hatten sie die Nacht für sich, die ganze, bis auf die halbe Stunde, als Florence hinausschlüpfte und im Dunkeln das Baby fütterte.

Am Sonntagmorgen zog William – nicht sein wirklicher Name, sondern der Name, unter dem man ihn in der Welt seiner Arbeit kennt – seinen Anzug und gute Schuhe an und setzte sich den Hut auf. Er und Florence gingen zur Bushaltestelle, sie mit dem Baby auf dem Rücken, er Hope an der Hand haltend. Sie nahmen einen Bus nach Kuilsrivier, dann ein Taxi nach Guguletu zu der Schwester, bei der ihr Sohn untergebracht war.

Es war nach zehn Uhr, und es wurde langsam heiß. Die Kirche war vorbei; das Wohnzimmer war voll von Besuchern, alle redeten. Nach einer Weile gingen die Männer; Zeit für Florence, ihrer Schwester in der Küche zu helfen. Hope schlief auf dem Fußboden ein. Ein Hund kam herein, beleckte ihr Gesicht, wurde fortgejagt; sie wurde, noch immer schlafend, auf das Sofa gehoben. In einem unbeobachteten Moment gab Florence ihrer Schwester das Geld für Bhekis Miete, für sein Essen, seine Schuhe, seine Schulbücher; ihre Schwester steckte es weg in ihr Leibchen. Dann ließ Bheki sich blicken und begrüßte seine Mutter. Dann kamen die Männer zurück von wo immer sie gewesen waren, und alle aßen sie zu Mittag: Huhn von der Farm oder der Fabrik oder aus dem Betrieb oder was immer das ist, Reis, Kohl, Bratenfett. Von draußen begannen

Bhekis Freunde zu rufen: hastig aß er seinen Teller leer und verließ den Tisch.

All das geschah. All das muß geschehen sein. Es war ein gewöhnlicher Tag in Afrika: faules Wetter, ein fauler Tag. Fast könnte man sagen: So sollte das Leben sein.

Es wurde Zeit, daß sie aufbrachen. Sie gingen zur Bushaltestelle, Hope jetzt auf den Schultern ihres Vaters reitend. Der Bus kam; sie verabschiedeten sich. Der Bus trug Florence und ihre Töchter davon. Er trug sie nach Mowbray, von wo sie einen anderen Bus bis zur St. George's Street nahmen und dann einen dritten die Kloof Street hoch. Von der Kloof Street gingen sie zu Fuß weiter. Als sie die Schoonder Street erreichten, waren die Schatten lang geworden. Es war Zeit, der quengeligen und müden Hope das Abendessen zu geben, das Baby zu baden, die Wäsche von gestern zu bügeln.

Wenigstens schlachtet er keine Rinder, sagte ich mir; wenigstens sind es nur Hühner – mit ihren verrückten Hühnerblicken und ihrer eingebildeten Vornehmheit. Aber sie wollte mir nicht aus dem Kopf gehen, die Farm, die Fabrik, das *Unternehmen*, wo der Mann der Frau arbeitete, die Seite an Seite mit mir lebte, wo er seinen Verschlag abschritt, links und rechts, hin und her, immer rund herum, in einem Geruch von Blut und Federn, in einem Aufruhr empörten Gezeters, hinabgreifend, hochschwingend, zupackend, bindend, aufhängend. Ich dachte an all die Männer in der Weite Südafrikas, die, während ich aus dem Fenster blickend dasaß, Hühner töteten, Erde bewegten, Schubkarre auf Schubkarre; an all die Frauen, die Orangen sortierten, Knopflöcher nähten. Wer würde sie je zählen, die Spatenstiche, die Orangen, die Knopflöcher, die Hühner? Ein Universum der Mühsal, ein Universum des Zählens: wie den ganzen Tag vor einer Uhr sitzen, zählen, wie die Sekunden auftauchen, das Leben wegzählen.

Seit Vercueil mein Geld genommen hatte, war er ständig am Trinken, nicht nur Wein, sondern auch Brandy. An manchen Tagen trinkt er bis Mittag nichts und benutzt die Stunden der Abstinenz, um das Nachgeben dann um so mehr zu genießen. Öfter ist er allerdings schon berauscht, wenn er am späten Vormittag aus dem Haus geht.

Die Sonne schien heute bleich, als er von seinem Ausflug zurückkam. Ich saß oben auf dem Balkon; er sah mich nicht, als er sich im Hof hinsetzte, mit dem Rücken an der Wand, dem Hund neben sich. Florences Sohn war schon da, mit einem Freund, den ich noch nicht gesehen hatte, und Hope, die jede Bewegung der Jungen mit den Augen verschlang. Sie hatten ein Radio an; das Scheppern und Wummern der Musik war noch schlimmer als der Tennisball.

»Wasser«, rief Vercueil zu den Jungen – »Bringt mir etwas Wasser.«

Der neue Junge, der Freund, überquerte den Hof und hockte sich neben ihn. Was zwischen ihnen hin- und herging, hörte ich nicht. Der Junge streckte eine Hand aus. »Gib«, sagte er.

Faul schlug Vercueil ihm die Hand nach unten.

»Gib sie mir«, sagte der Junge und fing an, auf den Knien, Vercueil die Flasche aus der Hosentasche zu zerren.

Vercueil leistete Widerstand, aber nur lustlos.

Der Junge schraubte den Verschluß ab und ließ den Brandy auf den Boden plätschern. Dann warf er die Flasche beiseite. Sie zersplitterte. Dumm, so etwas zu tun: fast hätte ich es laut gerufen.

»Sie machen dich zu einem Hund!« sagte der Junge. »Willst du ein Hund sein?«

Der Hund, Vercueils Hund, winselte begierig.

»Fahr zur Hölle«, erwiderte Vercueil schwerzüngig.

»Hund!« sagte der Junge. »Säufer!«

Er kehrte Vercueil den Rücken und ging zurück zu Bheki, ein Schwanken im Gang. Was für ein eingebildetes Kind, dachte ich. Wenn sich so die neuen Beschützer des Volkes aufführen, so bewahre uns der Herr vor ihnen.

Das kleine Mädchen schnupperte an dem Brandy und zog die Nase kraus.

»Fahr du auch zur Hölle«, sagte Vercueil und winkte sie weg. Sie regte sich nicht. Dann drehte sie sich plötzlich um und lief zum Zimmer ihrer Mutter.

Die Musik dröhnte weiter. Vercueil schliefe ein, sank seitwärts an der Wand hin, mit dem Kopf des Hundes auf seinem Knie. Ich kehrte zu meinem Buch zurück. Nach einer Weile verschwand die Sonne hinter Wolken, und es wurde kalt. Ein feiner Nieselregen setzte ein. Der Hund schüttelte sich und ging in den Schuppen. Vercueil kam auf die Füße und folgte ihm. Ich sammelte meine Sachen ein.

Im Inneren des Schuppens entstand Unruhe. Zuerst schoß der Hund heraus, drehte sich um und stand bellend da; dann tauchte rückwärts gehend Vercueil auf; dann folgten die zwei Jungen. Als der zweite Junge, der Freund, sich ihm näherte, schlug Vercueil zu und traf ihn mit der flachen Hand am Hals. Mit einem Zischen der Überraschung zog der Junge Luft ein; sogar vom Balkon aus hörte ich es. Er schlug zurück, so daß Vercueil taumelte und fast gefallen wäre. Der Hund tanzte kläffend herum. Der Junge schlug Vercueil noch einmal, und jetzt ging auch Bheki auf ihn los. »Aufhören!« schrie ich zu ihnen hinunter. Sie beachteten mich nicht. Vercueil war zu Boden gegangen; sie traten ihn. Bheki zog sich den Gürtel aus der Hose und fing an, ihn damit zu schlagen. »Florence!« schrie ich – »Sie sollen aufhören!« Vercueil bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, um sich zu schützen. Der Hund sprang Bheki an; Bheki boxte ihn zurück und drosch mit seinem Gürtel weiter auf Vercueil ein. »Hört auf, ihr zwei!«

schrie ich und packte das Geländer. »Hört sofort auf, oder ich ruf die Polizei!«

Da erschien Florence. Sie sprach scharf, und die Jungen ließen ab von Vercueil. Er rappelte sich auf. So schnell ich konnte, kam ich nach unten.

»Wer ist dieser Junge?« fragte ich Florence.

Der Junge hörte auf, zu Bheki zu sprechen, und betrachtete mich. Mir gefiel dieser Blick nicht: hochmütig, streitsüchtig.

»Er ist ein Freund aus der Schule«, sagte Florence.

»Er muß weg, nach Hause«, sagte ich. »Das wird mir zuviel. Ich will keine Schlägereien in meinem Hof. Ich will nicht, daß hier Fremde ein- und ausgehen.«

Aus Vercueils Lippe kam Blut. Seltsam, Blut auf diesem Ledergesicht zu sehen. Wie Honig auf Asche.

»Er ist kein Fremder, er ist zu Besuch«, sagte Florence.

»Müssen wir einen Paß haben, um hier reinzukommen?« sagte Bheki. Er tauschte Blicke mit seinem Freund. »Müssen wir einen Paß haben?« Herausfordernd warteten sie auf meine Antwort. Das Radio lief noch immer: ein unmenschlicher Lärm, lästig: am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten.

»Ich habe nichts gesagt von Pässen«, sagte ich. »Aber mit welchem Recht kommt er her und überfällt diesen Mann? Dieser Mann wohnt hier. Es ist sein Zuhause.«

Florence blähte die Nüstern.

»Ja«, sagte ich und wandte mich ihr zu, »auch er wohnt hier, es ist sein Zuhause.«

»Er wohnt hier«, sagte Florence, »aber er taugt nichts, ein Nichtsnutz.«

»*Jon moer!*« sagte Vercueil. Er hatte den Hut abgenommen und boxte die Krone heraus; jetzt hob er die Hand mit dem Hut, als wollte er sie schlagen, »*fou moer!*«

Bheki schnappte ihm den Hut weg und warf ihn aufs Garagendach. Der Hund bellte wütend. Langsam kullerte der Hut die Dachschräge herunter.

»Er ist keine unnütze Person«, sagte ich, die Stimme senkend und nur zu Florence. »Es gibt keine unnützen Menschen. Wir sind alle miteinander Menschen.«

Aber Florence hatte keine Lust, sich etwas vorpredigen zu lassen. »Zu nichts nütze als zum Trinken«, sagte sie. »Den ganzen Tag nur trinken, trinken, das kann er. Ich mag ihn hier nicht.«

Ein Nichtsnutz: war er das wirklich? Ja, vielleicht: Nichtsnutz: ein gutes altes Wort, man hört es kaum noch heutzutage.

»Er ist mein Bote«, sagte ich.

Florence sah mich skeptisch an.

»Er wird Botschaften für mich austragen«, sagte ich.

Sie zuckte mit den Achseln. Vercueil, mit seinem Hut und seinem Hund, schlurfte davon. Ich hörte den Torriegel einrasten. »Sag den Jungen, sie sollen ihn in Ruhe lassen«, sagte ich. »Er tut keinem was.«

Wie ein alter, von den heranwachsenden Rivalen verjagter Kater hat Vercueil sich verzogen. Ich sehe schon, wie ich die Parks absuche und leise rufe: »Mr. Vercueil! Mr. Vercueil!« Eine alte Frau auf der Suche nach ihrer Katze.

Florence ist unverhohlen stolz darauf, wie Bheki den Nichtsnutz vertrieben hat, sagt aber voraus, daß er zurück sein wird, sobald die Regenfälle einsetzen. Was mich betrifft, so bezweifele ich, daß er sich blicken läßt, solange die Jungen noch hier sind. Das habe ich Florence auch gesagt. »Du bestärkst Bheki und seine Freunde darin, daß sie ungestraft die Hand gegen ihre Vorfahren erheben können. Das ist ein Fehler.

Ja, was du auch von ihm halten magst, Vercueil ist ihr Vorfahr!

Je mehr du nachgibst, desto unverschämter werden die Kinder. Du hast zu mir gesagt, du bewunderst die Generation deines Sohnes, weil sie sich vor nichts fürchten. Sei vorsichtig: Es kann sein, daß sie anfangen, achtlos mit ihrem eigenen Leben umzugehen, und damit enden, daß sie auch das Leben anderer nicht achten. Was du an ihnen bewunderst, ist nicht unbedingt ihre beste Seite.

Ich muß immer wieder daran denken, was du neulich gesagt hast: daß es keine Mütter und Väter mehr gibt. Ich kann nicht glauben, daß das dein Ernst ist. Kinder können nicht aufwachsen ohne Mütter oder Väter. Diese Brandstiftungen und Tötungen, von denen man hört, die erschreckende Abgestumpftheit, auch dieses Verprügeln von Mr. Vercueil – wessen Schuld ist das denn? Doch wohl die Schuld der Eltern, die sagen: »Los, mach doch, was du willst, du bist jetzt dein eigener Herr, ich fühle mich nicht mehr verantwortlich für dich.« Welches Kind hat wirklich den Wunsch, sich so etwas sagen zu lassen? Bestimmt wird es sich verwirrt abwenden und bei sich denken: »Ich habe jetzt keine Mutter mehr und keinen Vater; sie sind gestorben für mich: dann soll der Tod meine Mutter sein, der Tod mein Vater.« Du wäschst sie dir von den Händen, und sie werden zu Kindern des Todes.«

Florence schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie fest.

»Aber weißt du noch, was du voriges Jahr zu mir gesagt hast, Florence, als diese unsäglichen Dinge in den Townships passierten? Du hast gesagt: »Ich sah eine Frau in Flammen, sie brannte, und als sie um Hilfe schrie, lachten die Kinder und schütteten noch mehr Benzin auf sie.« Du sagtest: »Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, so was zu sehen.««

»Ja, das hab ich gesagt, und es ist wahr. Aber wer hat sie so grausam gemacht? Es sind die Weißen, die sie so grausam

gemacht haben! Ja!« Sie atmete heftig, leidenschaftlich. Wir standen in der Küche. Sie war am Bügeln. Die Hand, die das Bügeleisen hielt, drückte schwer nach unten. Wütend blickte sie mich an. Ich berührte leicht ihre Hand. Sie hob das Eisen. Es hinterließ einen braunen Abdruck auf dem Laken.

Keine Gnade, dachte ich: ein Krieg ohne Gnade, ohne Einschränkungen. Ein Krieg, gut zu missen.

»Und wenn sie eines Tages groß sind«, sagte ich leise, »denkst du, die Grausamkeit wird sie verlassen? Was für Eltern werden sie sein, wenn ihnen beigebracht wurde, die Zeit der Eltern sei vorbei? Können Eltern neu erschaffen werden, wenn die Idee des Elternseins in uns zerstört worden ist? Sie treten und schlagen einen Mann, weil er trinkt. Sie stecken Menschen in Brand und lachen, während sie bei lebendigem Leibe verbrennen. Wie werden sie ihre eigenen Kinder behandeln? Zu welcher Liebe werden sie fähig sein? Ihre Herzen werden vor unseren Augen zu Stein, und was sagst du? Du sagst: >Das ist nicht mein Kind, das ist des weißen Mannes Kind, das ist das Ungeheuer, das der weiße Mann gemacht hat.< Ist das alles, was du sagen kannst? Willst du sie den Weißen anlasten und ihnen den Rücken kehren?«

»Nein«, sagte Florence. »Das ist nicht wahr. Ich kehre meinen Kindern nicht den Rücken.« Sie faltete das Laken quer und längs, quer und längs, so daß die Ecken sich genau und bündig deckten. »Das sind gute Kinder, sie sind wie Eisen, wir sind stolz auf sie.« Auf dem Bügelbrett breitete sie den ersten Kissenbezug aus. Ich wartete darauf, daß sie noch mehr sagte. Aber es kam nichts mehr. Sie war nicht daran interessiert, mit mir zu debattieren.

Kinder aus Eisen, dachte ich. Auch Florence selber ziemlich eisern. Die Eisenzeit. Nach der die Bronzezeit kommt. Wie lange, wie lange noch, bis die weicheren Zeiten in ihrem Zyklus wiederkehren, das Zeitalter des Lehms, das Zeitalter

der Erde? Eine spartanische Matrone, mit eisernem Herzen, die der Nation Kriegersöhne gebiert. »Wir sind stolz auf sie.« Wir. Komm heim, entweder mit deinem Schild oder auf deinem Schild.

Und ich? Wo ist in alldem mein Herz? Mein einziges Kind ist Tausende von Meilen weit weg, in Sicherheit; bald werde ich Rauch und Asche sein. Was also geht es mich an, daß eine Zeit gekommen ist, in der Kinder einander schulen, nie zu lächeln, nie zu weinen, die Fäuste wie Hämmer in die Luft zu heben? Ist es wirklich eine aus der Zeit geratene Zeit, aus der Erde heraufgewürgt, mißgezeugt, monströs? Wodurch kam denn schließlich die Eisenzeit in die Welt, wenn nicht durch die Granitzeit? Haben wir nicht Voortrekkers gehabt, Generation auf Generation von Voortrekkers, Afrikanerkinder mit grimmigen Gesichtern, schmallippig, die ihre patriotischen Marschlieder sangen, ihrer Fahne salutierten und schworen, für ihr Vaterland zu sterben? *Ons sal lewe, ons sal sterwe.* Gibt es nicht immer noch weiße Eiferer, die das alte Regime der Disziplin, der Arbeit, des Gehorsams, der Selbstaufopferung predigen; die Kindern, von denen manche sich noch nicht die Schuhbänder knüpfen können, ein Regime des Todes predigen. Was für ein Alptraum von Anfang bis Ende! Der Geist von Genf, triumphierend in Afrika. Calvin, schwarzgewandet, dünnblütig, fortwährend frierend, in der Nachwelt die Hände sich reibend, sein winterliches Lächeln lächelnd. Calvin, siegreich, wiedergeboren in den Dogmatikern und Hexenjägern beider Armeen. Wie glücklich kannst Du dich preisen, all das hinter Dir gelassen zu haben!

Der andere Junge, Bhekis Freund, kam auf einem roten Fahrrad mit dicken himmelblauen Reifen. Als ich gestern nacht zu Bett ging, stand das Rad im Hof, naß im Mondlicht

glänzend. Als ich heute morgen um sieben aus dem Fenster sah, war es noch da. Ich nahm die Morgenpillen und fand noch eine Stunde Schlaf. Ich träumte, ich sei in einer Menschenmenge gefangen. Gestalten rempelten mich an, schlugen nach mir, fluchten in Worten, die ich nicht verstehen konnte, schmutzig, bedrohlich. Ich schlug zurück, aber meine Arme waren die eines Kindes: *fu*_h, *fu*_h machten meine Schläge, wie verpuffende Luft.

Ich wurde wach durch laute Stimmen, die von Florence und von jemand anderem. Ich klingelte einmal, zweimal, dreimal, viermal. Endlich kam Florence.

»Ist da wer an der Tür, Florence?«

Florence hob die Steppdecke vom Fußboden auf und legte sie zusammengefaltet über das Fußende des Bettes. »Nein, niemand«, sagte sie.

»Ist der Freund deines Sohnes über Nacht hiergeblieben?«

»Ja. Er kann bei Dunkelheit nicht mit dem Fahrrad fahren, das ist zu gefährlich.«

»Und wo hat er geschlafen?«

Florence richtete sich auf. »In der Garage. Er und Bheki haben in der Garage geschlafen.«

»Aber wie sind sie da reingekommen?«

»Sie haben das Fenster aufgemacht.«

»Können sie mich nicht fragen, bevor sie sowas tun?«

Schweigen. Florence nahm das Tablett auf.

»Wird dieser Junge auch noch hier wohnen? Schlafen sie in meinem Wagen, Florence?«

Florence schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Sie müssen sie selber fragen.«

Mittag, und das Fahrrad war noch immer da. Von den Jungen selber kein Zeichen. Aber als ich zum Briefkasten hinausging, stand auf der anderen Straßenseite ein gelber Polizeikombi mit

zwei uniformierten Männern darin, der eine, auf meiner Seite, mit der Backe an der Scheibe schlafend.

Ich gab dem Mann hinter dem Lenkrad ein Handzeichen. Der Motor erwachte zum Leben, der Schläfer setzte sich auf, der Wagen kletterte auf den Gehsteig, machte eine scharfe Kehrtwendung und blieb bei mir stehen.

Ich erwartete, daß sie ausstiegen. Aber nein, wortlos saßen sie da und warteten darauf, daß ich etwas sagte. Ein kalter Nordwest blies. Ich hielt meinen Morgenmantel am Hals zu. Das Funkgerät in dem Wagen knasterte. »Vier-die-agt«, sagte eine Frauenstimme. Sie ignorierten sie. Zwei junge Männer in Blau.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?« sagte ich. »Warten Sie auf jemanden?«

»Ob Sie uns behilflich sein können? Ich weiß nicht, Lady. Sagen *Sie's* uns, können Sie uns behilflich sein?«

Zu meiner Zeit, dachte ich, haben Polizisten respektvoll zu Frauen gesprochen. Zu meiner Zeit haben Kinder keine Schulen in Brand gesteckt. *Zu meiner Zeit*: eine Redewendung, die heute nur noch in Briefen an die Redaktion vorkam. Alte Männer und Frauen, bebend vor gerechtem Zorn, die, als letzte Waffe, zur Feder griffen. Zu meiner Zeit, vorbei jetzt; in meinem Leben, vergangen jetzt.

»Falls Sie diese Jungen suchen, so nehmen Sie bitte zur Kenntnis, daß sie sich mit meiner Erlaubnis hier aufhalten.«

»Welche Jungen, Lady?«

»Die Jungen, die hier zu Besuch sind. Die Jungen aus Guguletu. Die Schuljungen.«

Aus dem Funkgerät brach krachender Lärm.

»Nein, Lady, mir ist nichts bekannt von Jungen aus Guguletu. Wollen Sie, daß wir auf sie aufpassen?«

Die beiden wechselten einen Blick, belustigt, schien es. Ich faßte den Riegel des Tores. Der Morgenmantel sprang auf, ich

fühlte den kalten Wind am Hals, an der Brust. »Zu meiner Zeit«, sagte ich, jedes alte, nicht mehr glaubwürdige, komische Wort deutlich aussprechend, »hat ein Polizist zu einer Dame nicht so gesprochen.« Und ich kehrte ihnen den Rücken.

Das Funkgerät zeterte hinter mir her wie ein Papagei; oder vielleicht waren sie es und taten so, als käme das Geräusch aus dem Gerät, zuzutrauen war es ihnen. Eine Stunde später stand der gelbe Kombi noch immer vor dem Tor.

»Ich finde wirklich, du solltest diesen anderen Jungen nach Hause schicken«, sagte ich zu Florence. »Er wird deinen Sohn in Schwierigkeiten bringen.«

»Ich kann ihn nicht nach Hause schicken«, sagte Florence. »Wenn er geht, geht Bheki mit ihm. Sie sind so.« Sie hielt eine Hand hoch, den Mittelfinger über den Zeigefinger gelegt. »Sie sind sicherer hier. In Guguletu gibt's dauernd Ärger, und dann kommt die Polizei und schießt.«

Schießereien in Guguletu: Was immer Florence davon weiß, was Du, zehntausend Meilen weit weg, davon weißt, weiß ich nicht. In den Nachrichten, die mich erreichen, ist keine Rede von Unruhen und Schießereien. Das Land, das mir dargestellt wird, ist ein Land lächelnder Nachbarn.

»Wenn sie hier sind, um wegzukommen von den Kämpfen, warum ist dann die Polizei hinter ihnen her?«

Florence holte tief Luft. Seit der Geburt des Babys verbirgt sie ihre Empörung kaum noch. »*Mich* dürfen Sie nicht fragen, Madam«, erklärte sie, »warum die Polizei hinter Kindern her ist und sie jagt und auf sie schießt und ins Gefängnis steckt. *Mich* dürfen Sie nicht fragen.«

»Also gut, ich werde diesen Fehler nicht noch mal machen. Aber ich kann mein Haus nicht für alle Kinder, die aus den Townships fortlaufen, zu einem Zufluchtsort machen.«

»Warum denn nicht?« fragte Florence, sich vorbeugend.
»Warum nicht?«

Ich ließ ein Bad einlaufen und senkte mich langsam in das heiße Wasser. *Warum nicht?* Ich ließ den Kopf hängen; das Haar fiel mir übers Gesicht, berührte mit den Spitzen das Wasser; die Beine, marmoriert, blaugeädert, staken heraus wie Stöcke. Eine alte Frau, krank und häßlich, die sich an das klammert, was ihr geblieben ist. Die Lebenden, ungeduldig mit den lange Sterbenden. Die Sterbenden, neidisch auf die Lebenden. Ein unappetitliches Schauspiel: hoffentlich bald vorbei.

Keine Klingel im Badezimmer. Ich räusperte mich und rief: »Florence!« Freiliegende Rohre und weiße Wände warfen einen hohlen Ton zurück. Absurde Vorstellung, daß Florence mich hören würde. Und wenn sie es hörte, warum sollte sie kommen?

Liebe Mutter, dachte ich, sieh herab auf mich, reich mir deine Hand!

Ich fing an zu zittern, es durchlief mich von Kopf bis Fuß. Hinter geschlossenen Augen sah ich meine Mutter, wie sie ist, wenn sie mir erscheint, in ihrer farblosen Altweiberkleidung, das Gesicht verborgen.

»Komm zu mir!« flüsterte ich.

Aber sie wollte nicht. Mit ausgebreiteten Armen begann meine Mutter gen Himmel zu steigen wie ein Habicht. Höher und höher schwebte sie über mir. Sie erreichte die Schicht der Wolken, durchstieß sie und segelte dahin. Mit jeder Meile, die sie höher stieg, wurde sie jünger. Ihr Haar wurde wieder dunkel, ihre Haut frisch. Die alte Kleidung fiel ab von ihr wie trockenes Laub, und sichtbar wurde das blaue Kleid mit der Feder im Knopfloch, das sie in meiner frühesten Erinnerung trägt, in der Zeit, als die Welt jung war und alles möglich.

Weiter schwebte sie, in der ewigen Vollkommenheit der Jugend, unwandelbar, lächelnd, verzückt, achtlos, bis an den

Rand der himmlischen Sphäre. »Mutter, sieh herab auf mich!« flüsterte ich in das kahle Badezimmer.

Die Regenfälle setzten früh ein dieses Jahr. Dies ist der vierte Monat des Regens. Wo man die Wände berührt, rinnt Dampfwasser ab. Stellenweise wirft sich der Putz auf und bricht. Meine Kleidung hat einen schweren, muffigen Geruch. Wie sehne ich mich danach, frische, nach Sonne duftende Unterwäsche anzuziehen, einmal nur noch! Möge ein Spaziergang mir noch vergönnt sein, an einem Sommernachmittag, die Avenue entlang, mitten unter den nußbraunen Kindern auf ihrem Heimweg von der Schule, lachend, kichernd, nach sauberem jungen Schweiß riechend, die Mädchen jedes Jahr schöner, *plus belles*. Und wenn das nicht sein soll, dann sei, bis zuletzt noch, Dankbarkeit, grenzenlose, tief empfundene Dankbarkeit dafür, daß mir eine kleine Weile in dieser Welt der Wunder vergönnt worden ist. Ich schreibe diese Worte im Bett sitzend, die Knie gegen die Augustkälte zusammengepreßt. *Dankbarkeit*: ich schreibe das Wort hin und lese es noch einmal. Was bedeutet es? Vor meinen Augen wird es dicht, dunkel, mysteriös. Dann geschieht etwas. Langsam, wie ein Granatapfel, birst mein Herz vor Dankbarkeit; wie eine aufplatzende Frucht, um die Samenkörner der Liebe zu enthüllen. *Dankbarkeit, Granatapfel*: Geschwisterworte.

Um fünf heute früh bin ich durch starken Regen wach geworden. Er kam in Strömen herunter, schoß über die Ränder verstopfter Dachrinnen, tropfte durch gebrochene Dachziegel. Ich ging nach unten, machte mir Tee und setzte mich, in eine Decke gewickelt, mit den Monatsrechnungen an den Küchentisch.

Das Tor klickte, und Schritte kamen die Auffahrt hoch. Eine Gestalt, unter einen schwarzen Plastiksack geduckt, huschte am Fenster vorbei.

Ich ging hinaus auf die Veranda. »Mr. Vercueil!« rief ich in den rauschenden Regen. Keine Antwort. Die Schultern hochziehend, den Morgenmantel um mich zu haltend, trat ich nach draußen. Sofort waren meine Hausschuhe mit ihren albernen lammwollenen Krägelchen durchweicht. Durch Rinnale von Wasser patschte ich über den Hof. Im dunklen Eingang des Schuppens stieß ich mit jemandem zusammen: Vercueil, mit dem Rücken zu mir stehend. Er fluchte.

»Kommen Sie rein!« überschrie ich den Regen. »Kommen Sie ins Haus! Sie können da schlafen!«

Noch immer den Sack wie eine Kapuze sich über den Kopf haltend, folgte er mir in die Küche und ins Licht. »Lassen Sie dieses nasse Ding draußen«, sagte ich. Dann, erschreckt, sah ich, daß jemand ihm nach drinnen nachgekommen war. Es war eine Frau, klein, nicht höher als meine Schulter, aber alt oder wenigstens nicht jung, mit einem lauernden, gedunsenen Gesicht und aschgrauer Haut.

»Wer ist das?« sagte ich.

Vercueil hielt meinem Blick stand, gelbäugig, trotzig. Hundemensch! dachte ich.

»Ihr könnt hier drin warten, bis es aufhört zu regnen, dann aber bitte hinaus«, sagte ich kalt und kehrte den beiden den Rücken.

Ich wechselte die Kleidung, schloß mich in meinem Schlafzimmer ein und versuchte zu lesen. Aber die Worte raschelten an mir vorbei wie Blätter. Leicht überrascht fühlte ich meine Augenlider sinken, hörte das Buch durch meine Hände rutschen.

Als ich aufwachte, war mein einziger Gedanke, sie aus dem Haus zu kriegen.

Von der Frau keine Spur, aber Vercueil schlief im Wohnzimmer, zusammengerollt auf dem Sofa, die Hände zwischen den Knien, den Hut noch irgendwie auf dem Kopf. Ich schüttelte ihn. Er regte sich, befeuchtete sich die Lippen, machte ein widerstrebendes, murmelndes, schlafliches Geräusch. Es war dasselbe Geräusch – sofort war es mir wieder präsent –, das Du immer gemacht hast, wenn ich Dich für die Schule weckte. »Zeit zum Aufstehn!« rief ich dann und zog die Vorhänge auf; und vom Licht Dich wegdrehend, hast Du genauso gemurmelt. »Komm, Schatz, steht auf, es ist Zeit!« hab ich Dir ins Ohr geflüstert, Dich nicht allzu sehr drängend und mir Zeit lassend, bei Dir auf dem Bett zu sitzen und Dein Haar zu streicheln, wieder und wieder, mit vor Liebe lebendigen Fingerspitzen, während Du Dich bis zuletzt an den Leib des Schlafes klammertest. Sei es doch immer so! habe ich dann gedacht, meine Hand auf Deinem Kopf, durchströmt von Liebe.

Und nun Dein schlafliches, behagliches Murmeln, wiedergeboren in der Kehle dieses Mannes! Sollte ich mich auch neben ihn setzen, ihm den Hut abnehmen, das fettige Haar ihm streicheln? Ein Schauder des Abscheus durchlief mich. Wie leicht es ist, ein Kind zu lieben, und wie schwer zu lieben, was aus einem Kind wird! Einst, mit den Fäusten an den Ohren und mit ekstatisch zugekniffenen Augen, schwamm auch dieses Geschöpf im Schoß einer Frau, trank von ihrem Blut, Bauch an Bauch. Auch er passierte die Pforte aus Knochen und kam in das Strahlen draußen, durfte Mutterliebe kennenlernen, *amor matris*. Dann, im Laufe der Zeit, wurde er ihr entwöhnt, sollte allein stehen und fing an, trocken zu werden, zurückgeblieben, verkorkst. Ein abgesondertes Leben, beraubt wie jedes Leben; doch in diesem Fall sicherlich unterernährter als die meisten. Ein Mann in mittleren Jahren, noch immer an Flaschen saugend, nach der ursprünglichen

Seligkeit sich sehnend, in seinen Benommenheiten nach ihr greifend.

Während ich da stand und ihn betrachtete, kam diese Frau ins Zimmer. Ohne mich zu beachten, stolperte sie zurück in ein Nest aus Kissen auf dem Fußboden. Sie stank nach Eau de Cologne: meinem. Florence kam hinter ihr her, die Zähne zeigend.

»Verlang bitte keine Erklärung, Florence«, sagte ich. »Laß sie einfach in Ruhe, sie schlafen etwas aus.«

Florences Brille blitzte, sie wollte etwas sagen, aber ich kam ihr zuvor. »Bitte! Sie werden nicht bleiben.«

Obwohl ich die Toilette mehrmals spülte, blieb noch ein Geruch, widerlich süß und faul zugleich. Ich warf die Fußmatte hinaus in den Regen.

Später, als die Kinder mit Florence in der Küche frühstückten, ging ich wieder nach unten. Ohne Vorrede sprach ich Bheki an.

»Mir ist zu Ohren gekommen, daß du und dein Freund in meinem Wagen geschlafen habt. Warum hast du mich nicht um Erlaubnis gebeten?«

Schweigen. Bheki sah nicht auf. Florence schnitt weiter Brot.

»Warum hast du mich nicht um Erlaubnis gebeten? Antworte!«

Das kleine Mädchen hörte auf zu kauen, blickte mich an.

Warum benahm ich mich so lächerlich? Weil ich gereizt war. Weil ich es leid war, mich ausnutzen zu lassen. Weil es mein Wagen war, in dem sie schliefen. Mein Wagen, mein Haus, mein Eigentum: noch war ich nicht weg.

Dann erschien glücklicherweise Vercueil, und die Spannung war gebrochen. Er ging durch die Küche, weder nach links noch nach rechts blickend, und hinaus auf die Veranda. Ich folgte ihm. Der Hund sprang an ihm hoch, hüpfend, tollend, voller Freude. Auch mich sprang er an, mit seinen nassen

Pfoten Streifen auf meinem Rock hinterlassend. Wie albern man aussieht, wenn man einen Hund abwehrt!

»Holen Sie bitte Ihre Freundin aus dem Haus«, sagte ich zu ihm.

Er blickte hinauf zu einem bedeckten Himmel und gab keine Antwort.

»Holen Sie sie sofort raus, oder ich hole sie!« schrie ich wütend.

Er ignorierte mich.

»Hilf mir«, befahl ich Florence.

Die Frau lag mit dem Gesicht nach unten auf ihrem Kissenlager, unter dem Mundwinkel ein nasser Fleck. Florence zupfte sie am Arm. Benommen stand sie auf. Halb führend, halb schiebend, trieb Florence sie aus dem Haus. Auf dem Gehweg holte Vercueil uns ein. »Das ist nun wirklich zuviel!« fuhr ich ihn an.

Die zwei Jungen waren mit ihrem Fahrrad bereits draußen auf der Straße. Sie taten so, als bemerkten sie nichts von unserem Streit, und machten sich die Schoonder Street hinauf davon, Bheki geduckt auf der Stange, sein Freund in die Pedale sich legend.

Mit heiserer Stimme begann die Frau, Florence mit ausschweifenden Obszönitäten zu überschütten. Florence warf mir einen boshaften Blick zu. »Auch so eine nichtsnutzige Person«, sagte sie und stampfte davon.

»Ich möchte diese Frau nie wiedersehn«, sagte ich zu Vercueil.

Das Fahrrad mit den zwei Jungen tauchte an der höchsten Stelle der Schoonder Street wieder auf und kam zu uns zurückgerast, Bhekis Freund trampelnd, so schnell er konnte. Dichtauf folgte ihnen der gelbe Polizeiwagen von gestern.

Ein Kleinlastwagen stand am Bordstein, mit Rohren und Eisenstangen nach hinten hinaus, Klempnermaterial. Es war

Platz genug für das Fahrrad, um daran vorbeizukommen. Aber als der gelbe Kombi mit den Jungen auf gleiche Höhe zog, schwang die ihnen zugekehrte Tür auf und schlug sie zur Seite. Das Fahrrad kam ins Schleudern und geriet außer Kontrolle. Ich sah kurz, wie Bheki herabrutschte, die Arme über dem Kopf, während der andere Junge sich aus dem Sattel hob und mit abgewandtem Gesicht abwehrend eine Hand vorstreckte. Über dem Verkehrsgeräusch der Mill Street hörte ich ganz deutlich den dumpfen Aufprall eines Körpers, der mitten im Flug gestoppt wird, ein tiefes, überraschtes »Ah!« ausgestoßenen Atems, das Krachen, als das Fahrrad auf den Klempnerwagen knallte. »Gott!« kreischte ich so schrill, daß ich meinen in der Luft hängenden Schrei nicht als meinen eigenen erkannte. Die Zeit schien stehenzubleiben und dann weiterzugehen, eine Lücke hinterlassend: In einem Augenblick streckte der Junge die Hand aus, um sich zu retten, im nächsten war er Teil eines Gewirrs im Rinnstein. Dann verhallte mein Schrei, und die Szene fügte sich in all ihrer Vertrautheit wieder zusammen: die Schoonder Street werktags, an einem ruhigen Morgen, und ein kanariengelber Kombi verschwindet um die Ecke.

Ein Hund, ein Apportierhund, kam angetrabt, um seine Nachforschungen anzustellen. Vercueils Hund beschnüffelte den Apportierhund, während der Apportierhund, ohne ihn zu beachten, das Pflaster beschnüffelte und dann eine Stelle abzulecken begann. Ich wollte mich bewegen, konnte aber nicht. Es war eine Kälte in mir, meine Glieder schienen sich zu entfernen, das Wort *Ohnmacht* kam mir in den Sinn, obwohl ich noch nie ohnmächtig geworden bin. *Dieses Land!* dachte ich. Und dann: *Gott sei Dank ist sie raus!*

Ein Tor ging auf, und ein Mann in blauer Arbeitskleidung erschien. Er gab dem Apportierhund einen Tritt, und beleidigt und überrascht sprang der Hund weg. »Jesus!« sagte der Mann.

Er bückte sich und fing an, die Glieder durch den Fahrradrahmen zu ziehen.

Ich trat näher, zitternd. »Florence!« rief ich. Aber kein Zeichen von Florence.

Breitbeinig über den Körpern stehend, hob der Mann das Fahrrad beiseite. Bheki lag unter dem anderen Körper. Tiefer Unmut stand auf seinem Gesicht. Immer wieder befeuchtete er sich mit der Zunge die Lippen, seine Augen waren geschlossen. Vercueils Hund wollte ihn belecken. »Geh weg!« flüsterte ich und gab ihm einen Schubs mit dem Fuß. Er wedelte mit dem Schwanz.

Eine Frau erschien an meinem Ellbogen, die Hände an einem Handtuch sich abtrocknend. »Sind das Zeitungsjungen?« sagte sie. »Sind das Zeitungsjungen, wissen Sie das?« Ich schüttelte den Kopf.

Irgendwie ratlos stellte der Mann in Blau sich nochmals breitbeinig über die Körper. Was er hätte tun sollen, war, das tote Gewicht des anderen Jungen, der mit dem Gesicht nach unten über Bheki lag, wegzuhaben. Aber das wollte er nicht, und auch ich wollte nicht, daß er es tat. Etwas stimmte nicht, etwas war unnatürlich an der Art, wie der Junge lag.

»Ich geh einen Rettungswagen rufen«, sagte die Frau. Ich bückte mich und hob einen schlaffen Arm des Jungen an. »Warten Sie!« sagte der Mann. »Seien wir vorsichtig.«

Als ich mich aufrichtete, überkam mich ein solcher Schwindel, daß ich die Augen schließen mußte.

Der Mann faßte den Jungen unter den Achseln, zog ihn von Bheki herunter und legte ihn aufs Pflaster. Bheki öffnete die Augen.

»Bheki«, sagte ich. Bheki sah mich ruhig und ohne Neugier an. »Alles in Ordnung«, sagte ich. Mit völlig friedlichen Augen betrachtete er mich weiter, akzeptierte die Lüge, ließ sie durchgehen. »Der Rettungswagen ist unterwegs«, sagte ich.

Dann war Florence da, kniete neben ihm, sprach auf ihn ein, streichelte ihm den Kopf. Er begann zu antworten: langsame, gemurmelte Worte. Ihre Hand hielt inne, als sie zuhörte. »Sind hinten in diesen Wagen gefahren«, erklärte ich. »Es ist mein Wagen«, sagte der Mann in Blau. »Die Polizei hat sie gestoßen«, sagte ich, »es ist entsetzlich, ganz entsetzlich. Es waren dieselben zwei Polizisten, die gestern hier waren, da bin ich sicher.«

Florence schob eine Hand unter Bhekis Kopf. Langsam setzte er sich auf. An einem Fuß fehlte der Schuh; ein Hosenbein war aufgerissen und naß von Blut. Behutsam zog er den Stoff zur Seite und besah sich die Wunde. Die Handteller waren rohes Fleisch, die Haut hing in Fetzen herab. »Der Rettungswagen ist unterwegs«, sagte ich. »Wir brauchen den Rettungswagen nicht«, sagte Florence.

Sie irrte sich. Der andere Junge lag jetzt ausgestreckt auf dem Rücken. Mit seiner Jacke versuchte der Klempner das Blut zu stillen, das ihm übers Gesicht lief. Aber es wollte nicht aufhören zu laufen. Er lüpfte das Jackenbündel, und bevor es wieder dunkel wurde von Blut, konnte ich kurz sehen, daß das Fleisch über der Stirn als loser Lappen offen hing, wie von einem Fleischermesser abgetrennt. Blut lief dem Jungen in die Augen und ließ sein Haar glänzen; es tropfte auf das Pflaster; es war überall. Ich wußte nicht, daß Blut so dunkel sein konnte, so dick, so schwer. Was für ein Herz muß er haben, dachte ich, daß dieses Blut pumpt und weiterpumpt!

»Kommt der Rettungswagen?« sagte der Klempner. »Ich weiß nämlich nicht, wie ich das hier stoppen soll.« Er schwitzte. Er veränderte seine Stellung, und sein Schuh, voller Blut, schmatzte.

Du warst elf, erinnere ich mich, als Du Dir an der Brotmaschine den Daumen aufschnittest. Ich fuhr Dich zur Notaufnahme des Groote Schuur Krankenhauses. Wir warteten

auf einer Bank, bis wir drankamen, Du mit Deinem in Mull gewickelten Daumen, und Du hast ihn gedrückt, um das Bluten einzudämmen. »Was werden sie mit mir machen?« hast Du geflüstert. »Du kriegst eine Spritze, und dann werden sie's nähen«, hab ich zurückgeflüstert. »Ein paar Stiche nur.«

Es war an einem frühen Samstagabend, aber schon wurden die ersten Verletzten eingeliefert. Ein Mann in weißen Schuhen und einem krumpeligen schwarzen Anzug spuckte dauernd Blut in eine Schale. Ein Jugendlicher auf einer Trage, nackt bis zur Hüfte, der Gürtel offen, hielt sich ein durchweichtes Stoffknäuel auf den Bauch. Blut auf dem Fußboden, Blut auf den Bänken. Was zählte da unser furchtsamer Fingerhutvoll neben diesen Strömen schwarzen Blutes? Das Schneeglöckchenkind, verirrt in der Höhle aus Blut, und verirrt auch seine Mutter. Ein Land, das mit Blut nicht spart. Florences Mann, in gelber Ölhaut und Gummistiefeln, watend in Blut. Umsinkende Ochsen, die Kehlen aufgeschlitzt, letzte Blutstöße in die Luft spritzend wie Wale. Trockene Erde, das Blut ihrer Geschöpfe aufsaugend. Ein Land, das Flüsse von Blut trinkt und nie satt wird.

»Lassen Sie mich«, sagte ich zu dem Klempner. Er machte Platz. Ich kniete mich hin und hob die durchnäste blaue Jacke beiseite. In stetem, gleichmäßigem Fluß lief dem Jungen Blut übers Gesicht. Zwischen den Daumen und Zeigefingern drückte ich soviel wie möglich von dem losen Fleischlappen zusammen. Vercueil's Hund drängte sich wieder herein. »Nehmen Sie diesen Hund weg!« fauchte ich. Der Klempner gab ihm einen Tritt. Er jaulte auf und verzog sich. Wo war Vercueil? Stimmte es, war er wirklich ein Nichtsnutz? »Gehn Sie nochmal anrufen«, befahl ich dem Klempner.

Solange ich zukniff, konnte ich den Fluß einigermaßen eindämmen. Doch sowie ich nachließ, rann das Blut wieder gleichmäßig. Es war Blut, nichts weiter, Blut wie Deines und

meines. Aber noch nie hatte ich etwas so Scharlachfarbenes und so Schwarzes gesehen. Vielleicht war es ein Effekt der Haut, junger, elastischer, dunkelsamtiger Haut, über die es rann; aber auch auf meinen Händen schien es dunkler und zugleich leuchtender zu sein, als Blut sein sollte. Ich starre es an, fasziniert, erschrocken, in einen wahren Stupor des Starrens hineingezogen. Und doch war es unmöglich, in meinem tiefsten Sein unmöglich, mich dieser Starre hinzugeben, nachzulassen und nichts zu tun, um den Fluß aufzuhalten. Warum? frage ich mich jetzt. Und ich antworte: Weil Blut kostbar ist, kostbarer als Gold und Diamanten. Weil Blut eins ist: ein Sammelbecken des Lebens, aufgeteilt unter uns in separaten Existzenzen, aber von Natur aus zusammengehörig: geliehen, nicht geschenkt: Gemeingut, um treuhänderisch bewahrt zu werden: scheinbar in uns lebend, aber nur scheinbar, denn in Wahrheit leben wir in ihm.

Ein See von Blut, wieder zusammengekommen: Wird es so sein am Ende der Tage? Das Blut von allen: ein Baikalsee, scharlach-schwarz unter einem winterlichen blauen sibirischen Himmel, ringsum Eisklippen, die schneeweissen Ufer bespült von Blut, zähflüssig, träge. Das Blut der Menschheit, sich selbst wiedergegeben. Eine einzige Masse Blut. Der ganzen Menschheit? Nein: an einer Stelle abgetrennt, hinter Schlammdämmen im Karoo, eingezäunt von Stacheldraht, unter lodernder Sonne, das Blut der Afrikaner und ihrer Zinspflichtigen, reglos, stagnierend.

Blut, heilig, verabscheut. Und Du, Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut, jeden Monat in fremden Boden blutend.

Seit zwanzig Jahren blute ich nicht mehr. Die Krankheit, die mich jetzt frißt, ist trocken, blutlos, langsam und kalt, von Saturn geschickt. Sie hat etwas, wogegen das Denken sich sträubt. Schwanger geworden zu sein mit diesen Gewächsen,

diesen kalten, obszönen Geschwülsten; diese Brut über jeden natürlichen Zeitraum hinaus in sich getragen und getragen zu haben, unfähig, sie auszutragen, unfähig, ihren Hunger zu stillen: Kinder in mir, die jeden Tag mehr fressen, nicht wachsen, sondern anschwellen, mit Zähnen, Klauen, immerzu kalt und gefräßig. Trocken, trocken: zu fühlen, wie sie nachts sich wenden in meinem trockenen Leib, nicht sich streckend und tretend, wie ein menschliches Kind es tut, sondern ihren Winkel ändernd, eine neue Stelle zum Nagen findend. Wie in den Leib eines Wirtstieres gelegte Insektureier, zu Larven jetzt gediehen und unerbittlich ihren Wirt auffressend. Meine Eier, in mir gewachsen.

Mir, meine: Worte, die hinzuschreiben mich graust, und doch wahr. Meine Töchter der Tod, Schwestern für Dich, meine Tochter das Leben. Wie schrecklich, wenn Mutterschaft zur Parodie ihrer selbst wird! Ein altes Weib, das über einem Jungen kauert, die Hände verklebt von seinem Blut: ein abscheuliches Bild, wie es jetzt in mir aufsteigt. Ich habe zu lange gelebt. Tod durch Feuer der einzige noch bleibende anständige Tod. Ins Feuer gehen, lodern wie Werg, fühlen, wie diese geheimen Teilhaber sich ebenfalls winden und aufschreien im letzten Moment, mit ihren schrillen unbenutzten Stimmchen; verbrennen und weg sein, es los sein, die Welt sauber verlassen. Monströse Gewächse, Mißgeburten: ein Zeichen, daß man seine Zeit überschritten hat. Dieses Land ebenfalls: Zeit für Feuer, Zeit für ein Ende, Zeit, daß wächst, was aus Asche wächst.

Als der Rettungswagen kam, war ich so steif, daß ich auf die Füße gehoben werden mußte. Als ich meine verklebten Finger von der Wunde löste, riß ich sie wieder auf. »Er hat viel Blut verloren«, sagte ich. »Nichts Ernstes«, sagte der Rettungssanitäter kurz. Er hob ein Augenlid des Jungen an. »Erschütterung«, sagte er. »Wie ist es passiert?«

Bheki saß auf dem Bett, die Hose aus, die Hände in einer Schüssel mit Wasser; Florence kniete vor ihm und verband ihm das Bein.

»Warum hab ich mich allein um ihn kümmern müssen? Warum bist du nicht geblieben und hast geholfen?«

Ich klang nörglerisch, gewiß, aber hatte ich nicht recht?

»Ich will nichts zu tun haben mit der Polizei«, sagte Florence.

»Das ist nicht die Frage. Du gehst, und ich soll mich allein um den Freund deines Sohnes kümmern. Warum muß ich diejenige sein, die sich um ihn kümmert? Ich habe nichts zu tun mit ihm.«

»Wo ist er?« sagte Bheki.

»Sie haben ihn ins Woodstock-Krankenhaus gebracht. Er hat Gehirnerschütterung.«

»Was bedeutet das, Gehirnerschütterung?«

»Er ist bewußtlos. Er hat sich den Kopf angeschlagen. Weißt du, warum ihr da reingekracht seid?«

»Die haben uns gestoßen«, sagte er.

»Ja, sie haben euch gestoßen. Ich hab's gesehn. Ihr habt Glück, daß ihr noch am Leben seid, alle beide. Ich werde Anzeige erstatten.«

Bheki und seine Mutter tauschten einen Blick. »Wir wollen nichts zu tun haben mit der Polizei«, wiederholte Florence. »Gegen die Polizei kann man nichts machen.« Wieder ein Blick, so als wollte sie sich der Zustimmung ihres Sohnes vergewissern.

»Wenn man sie nicht anzeigen, werden sie sich weiter so verhalten, wie's ihnen paßt. Selbst wenn man nicht durchkommt damit, man darf nicht kuscheln vor ihnen. Ich rede nicht nur von der Polizei. Ich rede von Machthabern. Sie müssen sehen, daß man keine Angst hat. Das ist eine ernste Sache. Sie hätten dich töten können, Bheki. Was haben sie

überhaupt gegen euch gehabt? Was habt ihr beiden denn vorgehabt, du und dieser Freund von dir?«

Florence schloß den Verband um sein Bein mit einem Knoten und murmelte etwas zu ihm. Er nahm die Hände aus der Schüssel. Es roch nach einem Desinfektionsmittel.

»Ist es schlimm?« sagte ich.

Er streckte die Hände vor, die Handflächen nach oben.

Noch immer sickerte Blut aus dem rohen Fleisch. Wunden der Ehre? Würden diese Wunden auf der Liste als Wunden der Ehre zählen? Zusammen betrachteten wir die blutenden Hände. Ich hatte den Eindruck, daß er Tränen zurückhielt. Ein Kind, nichts als ein Kind, beim Spielen, auf einem Fahrrad.

»Dein Freund«, sagte ich – »Meinst du nicht, seine Eltern sollten benachrichtigt werden?«

»Ich kann sie anrufen«, sagte Florence.

Florence telefonierte. Ein langes, lautes Gespräch. »Woodstock-Krankenhaus«, hörte ich.

Stunden später kam ein Anruf aus einer Telefonzelle, eine Frau, die Florence verlangte.

»Er ist nicht in dem Krankenhaus«, berichtete Florence.

»War das seine Mutter?« fragte ich.

»Seine Oma.«

Ich rief das Woodstock-Krankenhaus an. »Sie werden seinen Namen nicht haben, er war bewußtlos, als sie ihn mitnahmen«, sagte ich.

»Hier ist kein solcher Patient verzeichnet«, sagte der Mann.

»Er hatte eine schrecklich klaffende Wunde auf der Stirn.«

»Nichts verzeichnet«, wiederholte er. Ich gab auf.

»Sie arbeiten mit der Polizei zusammen«, sagte Bheki. »Alles dieselbe Sorte, Rettungsfahrer, Ärzte, Polizei.«

»Das ist Unsinn«, sagte ich.

»Keiner traut den Rettungsfahrern mehr. Sie haben Sprechfunkverbindung mit der Polizei.«

»Unsinn.«

Er lächelte ohne Charme und genoß die Gelegenheit, mich zu belehren, mir etwas vom wahren Leben zu erzählen.

Ich, die Alte, die in einem Schuh wohnte, die keine Kinder hatte und nicht wußte, was sie tun sollte. »Es ist wahr«, sagte er – »wenn Sie wollen, können Sie's selber hören.«

»Warum ist die Polizei hinter dir her?«

»Sie ist nicht hinter mir her. Sie ist hinter allen her. Ich habe nichts getan. Aber wenn sie wen sehen, von dem sie denken, er sollte in der Schule sein, den versuchen sie zu kriegen. Wir machen nichts, wir sagen bloß, wir gehn nicht zur Schule. Jetzt kommen sie uns mit diesem Terror. Das sind Terroristen.«

»Und warum wollt ihr nicht zur Schule gehn?«

»Wozu ist die Schule da? Damit wir uns hübsch einfügen in das System der Apartheid.«

Kopfschüttelnd wandte ich mich Florence zu. Ein kritisches kleines Lächeln lag auf ihren Lippen, und sie zeigte es unverhohlen. Ihr Sohn gewann mühelos. Nun, sollte er. »Ich bin zu alt dafür«, sagte ich zu ihr. »Aber es kann doch unmöglich in deinem Sinne sein, daß dein Sohn sich auf der Straße herumtreibt und die Zeit totschlägt, bis die Apartheid zu einem Ende kommt. Die Apartheid wird nicht morgen oder übermorgen sterben. Er ruiniert sich die Zukunft.«

»Was ist wichtiger, daß die Apartheid zerschlagen werden muß, oder daß ich zur Schule gehen muß?« fragte Bheki, mich herausfordernd, Sieg witternd.

»So kann man doch nicht fragen«, antwortete ich müde. Aber hatte ich recht? Wenn man so nicht fragen konnte, wie dann? »Ich kann euch nach Woodstock bringen«, bot ich an. »Aber dann müssen wir sofort los.«

Als Florence Vercueil in Bereitschaft sah, wurde sie ärgerlich. Aber ich bestand darauf: »Er muß mit, für den Fall, daß der Wagen streikt.«

Ich fuhr sie also nach Woodstock, Vercueil neben mir, übler riechend denn je, irgendwie auch unglücklich riechend, und Florence und Bheki schweigend auf dem Rücksitz. Der Wagen kroch mühsam die sanfte Steigung zum Krankenhaus hinauf; ausnahmsweise hatte ich die Geistesgegenwart, ihn mit dem Kühler bergab zu parken.

»Ich sag Ihnen doch, so einen haben wir hier nicht«, sagte der Mann am Schalter. »Wenn Sie mir nicht glauben, gehn Sie in der Station nachsehn.«

So erschöpft ich auch war, ich ging hinter Florence und Bheki her durch die Männerstation. Es war die Stunde der Siesta; von den Bäumen draußen riefen leise die Tauben. Wir sahen keine schwarzen Jungen mit verbundenen Köpfen, nur alte weiße Männer in Schlafanzügen, die leer an die Decke starrten, während ein Radio beruhigende Musik spielte. Meine geheimen Brüder, dachte ich: hier gehör ich hin.

»Wenn sie ihn nicht hier eingeliefert haben, wo könnten sie ihn sonst hingebracht haben?« fragte ich am Schalter.

»Versuchen Sie's im Groote Schuur.«

Der Parkplatz am Groote-Schuur-Krankenhaus war voll. Eine halbe Stunde standen wir mit laufendem Motor vor dem Tor, Florence und ihr Sohn leise miteinander sprechend, Vercueil leer vor sich hin blickend, ich gähnend. Wie ein verschlafenes Wochenende in Südafrika, dachte ich; wie ein Familienausflug mit dem Auto. Wir hätten irgendein Spiel mit Worten spielen können, um uns die Zeit zu vertreiben, doch dazu wären diese drei wohl nicht zu haben gewesen. Spiele mit Worten, aus einer Vergangenheit, auf die nur ich mit Wehmut zurückblicken konnte, wie wir aus den mittleren Schichten, den sorgenfreien Schichten, unsere Sonntage damit verbrachten, das Land von einem schönen Fleckchen Erde zum anderen zu durchstreifen, um dann den Nachmittag bei Tee und Teegebäck und Erdbeermarmelade und Sahne in einer

Teestube mit schönem Ausblick zu beenden, am liebsten westwärts übers Meer.

Ein Wagen kam heraus, wir fuhren hinein. »Ich bleib hier«, sagte Vercueil.

»Wo kann jemand mit Gehirnerschütterung hingebracht worden sein?« fragte ich an der Aufnahme.

Langen Gängen voller Betriebsamkeit folgend, suchten wir die Station C-5. Mit vier verschleierten Muselmaninnen, die Schälchen mit Speisen trugen, quetschten wir uns in einen Aufzug. Bheki, befangen wegen seiner verbundenen Hände, hielt sie hinter seinen Rücken. Durch die C-5 hindurch, durch die C-6, und von dem Jungen keine Spur. Florence hielt eine Schwester an. »Versuchen Sie's im neuen Flügel«, schlug die vor. Ich war erschöpft und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht mehr weiter gehn«, sagte ich. »Geht ihr beiden nur zu; wir treffen uns dann beim Wagen.«

Ich war wirklich müde, meine Hüfte schmerzte, mein Herz pochte, im Mund hatte ich einen unangenehmen Geschmack. Aber es kam noch etwas hinzu. Ich sah zu viele kranke, alte Menschen; und zu plötzlich. Sie bedrückten mich, bedrückten mich und schüchterten mich ein. Schwarze und Weiße, Männer und Frauen, sie schlurften in den Gängen herum, gierig einander beobachtend, mich beäugend, wenn ich mich näherte, untrüglich witternd, daß ich nach Tod roch. »Betrügerin!« schienen sie zu flüstern, bereit, mich am Arm zu fassen und zurückzuziehen: »Denkst du, du kannst hier kommen und gehn, wie's dir paßt? Kennst du die Grundregel nicht? Dies ist das Haus des Schattens und Leidens, durch das du gehen mußt auf dem Weg zum Tod. Das ist die allen auferlegte Strafe: eine Zeit im Gefängnis vor der Hinrichtung.« Alte Hunde auf Patrouille in den Gängen, aufpassend, daß keiner der Verurteilten zurückfliehe an die Luft, ans Licht, an die

freigebige Oberwelt. Hades dieser Ort, und ich ein flüchtiges Gespenst. Mich schauderte, als ich ins Freie trat.

Schweigend warteten wir im Wagen, Vercueil und ich, wie ein allzu lange verheiratetes Paar, leergeredet, verdrießlich. Sogar an den Geruch gewöhne ich mich, dachte ich. Ist es das, was ich für Südafrika empfinde: keine Liebe, aber Gewöhnung an seinen schlechten Geruch? Heirat ist Schicksal. Was wir heiraten, werden wir. Wir, die wir Südafrika heiraten, werden Südafrikaner: häßlich, mürrisch, stumpf, das einzige Lebenszeichen ein kurzes Aufblitzen der Fangzähne, wenn man uns reizt. Südafrika: ein übellauniger alter Hund, der auf der Türschwelle döst und sich Zeit läßt mit dem Sterben. Und was für ein einfallsloser Name für ein Land! Hoffentlich ändern sie ihn, wenn sie einen Neuanfang machen.

Eine Gruppe von Krankenschwestern ging vorbei, lachend und fröhlich nach beendeter Schicht. Ihre Dienste sind es, denen ich mich entzogen habe. Welche Erleichterung wäre es, mich ihnen jetzt hinzugeben! Saubere Laken, frische Hände auf meinem Körper, eine Entlassung aus Schmerz, eine Entlassung in Hilflosigkeit – was ist es, was mich abhält vom Nachgeben? Ich fühlte eine Beklemmung in der Kehle, Tränen stiegen auf, und ich wandte den Kopf ab. Ein kurzer Regenschauer, sagte ich mir – englisches Wetter. Die Wahrheit ist aber, ich weine jedesmal leichter, jedesmal mit weniger Scham. Ich habe einmal eine Frau gekannt (es macht Dir doch nichts aus, daß Deine Mutter von diesen Dingen spricht?), der Lust, Orgasmus sehr leicht kamen. Orgasmen durchliefen sie, sagte sie, wie kleine Schauder, einer nach dem anderen, rasselten ihren Körper wie Wellchen das Wasser. Wie würde es sein, fragte ich mich, in so einem Körper zu leben? Zu Wasser zu werden: ist es das, was Seligkeit ist? Jetzt finde ich eine Antwort in diesen plötzlichen Tränenergüssen, diesem meinem Aufgelöstsein. Nicht Tränen des Jammers, sondern der

Traurigkeit. Einer leichten, wechselhaften Traurigkeit: des Blues, doch nicht des dunklen Blues: eher des fahlen Blues des fernen Himmels, klarer Wintertage. Eine Privatsache, eine Störung auf dem Wasserspiegel der Seele, die ich immer weniger zu verbergen suche.

Ich trocknete mir die Augen, schneuzte mir die Nase. »Sie brauchen nicht verlegen zu sein«, sagte ich zu Vercueil. »Ich weine ohne Grund. Danke, daß Sie mitgekommen sind.«

»Ich sehe nicht, wozu Sie mich brauchen«, sagte er.

»Es ist schwer, die ganze Zeit allein zu sein. Das ist alles. Ich habe Sie mir nicht ausgesucht, aber Sie sind nun mal derjenige, der da ist, und das wird genügen müssen. Sie sind gekommen. Es ist wie ein Kind haben. Man kann sich das Kind nicht aussuchen. Es kommt einfach.«

Langsam und verschmitzt lächelnd, blickte er weg.

»Außerdem«, sagte ich, »schieben Sie den Wagen an. Wenn ich den Wagen nicht benutzen könnte, säße ich zu Hause in der Falle.«

»Alles, was Sie brauchen, ist eine neue Batterie.«

»Ich will keine neue Batterie. Das verstehn Sie nicht, oder? Muß ich erklären? Dieser Wagen ist alt, er gehört zu einer Welt, die kaum noch existiert, aber er funktioniert. Was von dieser Welt übrig ist, was noch funktioniert, daran versuche ich festzuhalten. Ob ich es liebe oder hasse, tut nichts zur Sache. Tatsache ist, daß ich ebenso zu ihr gehöre, wie ich, gottlob, nicht zu dem gehöre, was aus mir geworden ist. Es ist eine Welt, in der man sich nicht darauf verlassen kann, daß Wagen immer anspringen, wenn man es will. In meiner Welt versucht man's mit dem automatischen Anlasser. Wenn der nicht funktioniert, versucht man's mit der Handkurbel. Wenn die nicht funktioniert, holt man sich wen zum Anziehen. Und wenn der Wagen immer noch nicht anspringt, steigt man aufs Fahrrad oder geht zu Fuß oder bleibt zu Hause. So sind die

Dinge in der Welt, in die ich gehöre. Ich fühle mich wohl da, es ist eine Welt, die ich verstehe. Ich sehe nicht, warum ich das ändern sollte.«

Vercueil sagte nichts.

»Und wenn Sie denken, ich sei ein Fossil aus der Vergangenheit«, fügte ich hinzu, »dann wird es Zeit, daß Sie sich mal selbst anschauen. Sie haben gesehn, was die Kinder von heute vom Trinken und Herumliegen und von *leeglopery** halten. Seien Sie gewarnt. Im Südafrika der Zukunft wird jeder arbeiten müssen, Sie auch. Diese Aussicht mag Ihnen nicht gefallen, aber machen Sie sich darauf gefaßt.«

Dunkelheit senkte sich über den Parkplatz. Wo blieb Florence? Der Schmerz in meinem Rücken war zermürbend. Die Zeit für meine Pillen war längst überschritten.

Ich dachte an das leere Haus, die lange Nacht gähnend vor mir. Wieder kamen Tränen, leichte Tränen.

Ich sprach: »Ich habe Ihnen von meiner Tochter in Amerika erzählt. Meine Tochter ist alles für mich. Ich habe ihr nicht die Wahrheit gesagt, die ganze Wahrheit über meinen Zustand. Sie weiß, daß ich krank war, sie weiß, daß ich eine Operation hatte; sie denkt, sie war erfolgreich und daß es mir bessergeht. Wenn ich nachts im Bett liege und in das schwarze Loch starre, in das ich falle, ist es nur der Gedanke an sie, der mich davon abhält, den Verstand zu verlieren. Ich sage mir: Ich habe ein Kind zur Welt gebracht, ich habe sie zu ihrer Fraulichkeit geleitet, ich habe sie sicher zu einem neuen Leben geleitet: das habe ich getan, das kann mir nicht genommen werden. Dieser Gedanke ist der Pfeiler, an den ich mich klammere, wenn die Stürme mich treffen.

Es gibt ein kleines Ritual, das ich manchmal vollziehe, das mir hilft, ruhig zu bleiben. Ich sage mir: Es ist zwei Uhr morgens hier auf dieser Seite der Welt, also ist es sechs Uhr

* »Leerlauferei« (Anm. d. Ü.).

abends dort, auf ihrer Seite. Stell es dir vor: sechs Uhr abends. Nun stell dir das übrige vor. Stell dir alles vor. Sie ist gerade von der Arbeit nach Hause gekommen. Sie hängt ihren Mantel auf. Sie öffnet den Kühlschrank und holt ein Päckchen tiefgefrorene Erbsen heraus. Sie gibt die Erbsen in eine Schüssel. Sie nimmt zwei Zwiebeln und beginnt sie zu schälen. Stell dir die Erbsen vor, stell dir die Zwiebeln vor. Stell dir die Welt vor, in der sie diese Dinge tut. Eine Welt mit ihren eigenen Gerüchen und Geräuschen. Stell dir einen Sommerabend in Nordamerika vor, mit Mücken an der Fliegendrahttür, Kindern, die unten von der Straße rufen. Stell dir die Tochter vor in ihrem Haus, in ihrem Leben, mit einer Zwiebel in der Hand, in einem Land, wo sie in Frieden leben und sterben wird. Die Stunden vergehen, in jenem Land und in diesem und auf der ganzen übrigen Welt, im selben Schritt. Stell dir vor, wie sie vergehen. Sie gehen vorbei: hier wird es hell, dort wird es dunkel. Sie geht zu Bett; schlaftrig liegt sie neben dem Körper ihres Mannes in ihrem Ehebett in ihrem friedlichen Land. Ich denke an ihren Körper, still, fest, lebendig, in Frieden, entkommen. Ich sehne mich, sie zu umarmen. »Ich bin so dankbar«, möchte ich sagen, aus ganzem Herzen. Ich möchte auch sagen, tue es aber nie: »Rette mich!« Verstehn Sie? Verstehn?«

Die Wagentür war offen. Vercueil saß weggebeugt von mir, mit dem Kopf am Türrahmen, einem Fuß draußen auf dem Boden. Er seufzte schwer; ich hörte es. Zweifellos wünschte er sich, daß Florence ihm zu Hilfe käme. Wie langweilig diese Bekenntnisse, diese Rechtfertigungen, dieser Forderungen!

»Denn das ist etwas, um das man ein Kind niemals bitten sollte«, fuhr ich fort, »einen in die Arme zu nehmen, einen zu trösten, einen zu retten. Der Trost, die Liebe sollte vorwärts fließen, nicht rückwärts. Das ist eine Grundregel, noch eine von den eisernen Grundregeln. Wenn ein alter Mensch anfängt,

um Liebe zu flehen, wird alles schmierig. Wie wenn ein Elternteil versucht, zu einem Kind ins Bett zu kriechen: unnatürlich.

Doch wie schwer ist es, sich von dieser lebendigen Berührung loszureißen, von all den Berührungen, die uns mit den Lebenden vereinen! Wie ein Dampfer, der ablegt von der Kaimauer, die Bänder straffen sich, reißen, fallen weg. Aufbruch zu einer letzten Reise. Die Lieben – davongesegelt. Alles ist so traurig, so traurig! Als vorhin diese Krankenschwestern vorbeigingen, war ich nahe daran, aus dem Wagen zu steigen und aufzugeben, mich wieder dem Krankenhaus anheimzugeben, mich ausziehen und ins Bett bringen und von ihren Händen pflegen zu lassen. Vor allem ihre Hände sind es, nach denen ich mich sehne. Von ihren Händen berührt zu werden. Weswegen sonst stellen wir sie ein, diese Mädchen, diese Kinder, wenn nicht deswegen, weil sie Fleisch berühren und streicheln, mit ihren frischen, flinken Händen, das alt geworden ist und nicht mehr liebenswert? Warum geben wir ihnen Lampen und nennen sie Engel? Weil sie mitten in der Nacht kommen und uns sagen, daß es Zeit ist zu gehen? Vielleicht. Aber auch, weil sie eine Hand ausstrecken, um eine Berührung zu erneuern, die abgebrochen war.«

»Sagen Sie das Ihrer Tochter«, sagte Vercueil ruhig. »Sie wird kommen.«

»Nein.«

»Sagen Sie's ihr sofort. Rufen Sie sie an in Amerika. Sagen Sie ihr, Sie brauchen sie hier.«

»Nein.«

»Dann sagen Sie's ihr aber auch nicht danach, wenn's zu spät ist. Sie wird es Ihnen nie verzeihen.«

Der Vorwurf war wie ein Schlag ins Gesicht.

»Es gibt Dinge, die Sie nicht verstehn«, sagte ich. »Ich habe nicht die Absicht, meine Tochter zurückzurufen. Ich mag Verlangen haben nach ihr, aber ich will sie nicht hier haben. Deswegen heißt es ja Verlangen. Es muß einen langen Weg gehen. Bis zu den Enden der Erde.«

Es spricht für ihn, daß er sich durch diesen Unsinn nicht beirren ließ. »Sie müssen sich entscheiden«, sagte er. »Sagen Sie's ihr oder sagen Sie's ihr nicht.«

»Ich werd's ihr nicht sagen, da können Sie sicher sein«, sagte ich (was für eine Lügnerin ich bin!). Etwas stieg auf in meiner Stimme, ein Ton, den ich nicht unter Kontrolle hatte. »Ich möchte Sie daran erinnern, daß dies kein normales Land ist. Die Menschen können nicht einfach kommen und gehn, wie sie wollen.«

Er tat nichts, um mir zu helfen.

»Meine Tochter wird nicht zurückkommen, bevor die Dinge sich hier nicht geändert haben. Sie hat einen Schwur abgelegt. Sie wird nicht nach Südafrika zurückkommen, so wie Sie und sie und ich es kennen. Sie wird diese – wie soll ich sagen – *diese Leute* bestimmt nicht um eine Einreiseerlaubnis ersuchen. Sie wird zurückkommen, wenn sie mit den Füßen von Laternenpfählen hängen, sagt sie. Dann wird sie kommen, um ihre Leichen mit Steinen zu bewerfen und in den Straßen zu tanzen.«

Breit grinsend zeigte Vercueil seine Zähne. Gelbe Pferdezähne. Ein altes Pferd.

»Sie glauben mir nicht«, sagte ich, »aber vielleicht lernen Sie sie eines Tages noch kennen, und dann werden Sie sehn. Sie ist wie Eisen. Ich werde sie nicht darum bitten, ihren Schwur zu brechen.«

»Sie sind auch wie Eisen«, sagte er – zu mir!

Ein Schweigen senkte sich zwischen uns. Etwas in mir brach.

»Etwas ist gebrochen in mir, als Sie das eben sagten«, sagte ich, die Worte kamen einfach so. Ich wußte nicht, was ich noch sagen sollte. »Wenn ich aus Eisen wäre, würd ich bestimmt nicht so leicht brechen«, sagte ich.

Die vier Frauen, mit denen wir im Aufzug gestanden hatten, überquerten den Parkplatz, begleitet von einem kleinen Mann in blauem Anzug und mit weißem Schädelkäppchen. Er öffnete ihnen die Türen eines Wagens und fuhr sie weg.

»Hat Ihre Tochter etwas getan, weswegen sie fortmußte?« sagte Vercueil.

»Nein, sie hat nichts getan. Sie hat einfach genug gehabt. Sie ist weggegangen; sie ist nicht zurückgekommen. Sie hat sich ihr eigenes Leben aufgebaut. Sie hat geheiratet und eine Familie gegründet. Es war das beste, was sie tun konnte, das einzige Vernünftige.«

»Aber sie hat nicht vergessen.«

»Nein, sie hat nicht vergessen. Aber wer bin ich, daß ich das sagen kann? Vielleicht vergißt man doch, langsam. Ich kann's mir nicht vorstellen, aber vielleicht kommt sowas ja vor. Sie sagt, ›Ich bin in Afrika geboren, in Südafrika.‹ Ich habe sie diesen Satz im Gespräch sagen hören. Für mich klingt das aber nur wie die erste Hälfte eines Satzes. Es sollte eine zweite Hälfte geben, doch die kommt nie. Er hängt also in der Luft wie ein verlorener Zwilling. ›Ich bin in Südafrika geboren und werde es nie wiedersehn.‹ – ›Ich bin in Südafrika geboren und werde eines Tages zurückkehren.‹ Welcher ist der verlorene Zwilling?«

»Sie ist also eine Exilantin?«

»Nein, sie ist keine Exilantin. Ich bin die Exilantin.«

Er lernte, zu mir zu sprechen. Er lernte, mich weiterzuführen. Ich fühlte den Drang zu unterbrechen: »Es ist so wohltuend!« wollte ich sagen. Nach langem Schweigen ist es so wohltuend: Tränen kommen in die Augen.

»Ich weiß nicht, ob Sie Kinder haben. Ich weiß auch nicht, ob es für einen Mann dasselbe ist. Aber wenn man ein Kind aus seinem eigenen Leib gebiert, dann gibt man diesem Kind sein Leben mit. Vor allem dem ersten Kind, dem Erstgeborenen. Das eigene Leben ist nicht mehr bei einem selber, es gehört einem nicht mehr, es ist bei dem Kind. Deswegen sterben wir nicht wirklich: wir geben unser Leben einfach weiter, das Leben, das eine Zeitlang in uns war, und wir bleiben zurück. Ich bin bloß eine Schale, wie Sie sehen können, die Schale, die mein Kind zurückgelassen hat. Was mit mir geschieht, tut nichts zur Sache. Trotzdem – ich sage die Worte, ich kann nicht erwarten, daß Sie verstehen, aber das macht nichts – es ist beängstigend, am Rande des Abschieds zu stehen. Selbst wenn es nur die Berührung von Fingerspitze zu Fingerspitze ist: man mag nicht loslassen.«

Florence und ihr Sohn überquerten jetzt den Parkplatz und näherten sich uns mit schnellen Schritten.

»Sie hätten mitgehn und bei ihr bleiben sollen«, sagte Vercueil.

Ich lächelte. »Ich kann's mir nicht leisten, in Amerika zu sterben«, sagte ich. »Niemand kann das, außer Amerikanern.«

Florence stieg stürmisch ein, der Wagen wackelte, als sie sich auf dem Rücksitz niederließ.

»Habt ihr ihn gefunden?« fragte ich. Ihr Gesicht war wie ein Donnerwetter. Bheki setzte sich neben sie.

»Und?« sagte ich.

»Ja, wir haben ihn gefunden. Er ist in diesem Krankenhaus«, sagte Florence.

»Und geht's ihm gut?«

»Ja, es geht ihm gut.«

»Wie schön«, fuhr ich sie an. »Danke für diese Mitteilung.«

Schweigend fuhren wir los. Erst als wir zu Hause waren, machte Florence den Mund auf. »Sie haben ihn zu den alten

Männern gesteckt. Es ist zu schrecklich. Einer ist dabei, der ist wahnsinnig, dauernd schreit er und flucht, die Schwestern trauen sich nicht in seine Nähe. Man sollte ein Kind nicht in so einen Raum legen. Es ist kein Krankenhaus, wo er ist, es ist ein Warteraum für die Beerdigung.«

Ein Warteraum für die Beerdigung: die Worte gingen mir nicht aus dem Sinn. Ich versuchte zu essen, hatte aber keinen Appetit.

Ich fand Vercueil, wie er bei Kerzenlicht etwas mit einem Schuh machte. »Ich fahr nochmal zum Krankenhaus«, sagte ich. »Kommen Sie mit?«

Die Station, die Florence beschrieben hatte, befand sich am hinteren Ende des alten Gebäudes. Man mußte durch das Kellergeschoß gehen, vorbei an den Küchen, dann wieder hinauf.

Es war wahr. Ein Mann mit geschorenem Schädel, dünn wie eine Harke, saß aufrecht im Bett, schlug sich mit den Handflächen auf die Schenkel und sang mit lauter Stimme. Ein breiter schwarzer Riemen lief um seine Mitte und unter das Bett. Was sang er? Die Worte gehörten keiner mir bekannten Zunge an. Ich stand im Türeingang, unfähig einzutreten, ich fürchtete, daß er, sobald er mich mit seinem Blick fixiert hätte, aufhören würde zu singen, einen dieser skelettösen schwarzen Arme heben und auf mich zeigen würde.

»Du«, sagte Vercueil. »Der hat das Delir.«

»Nein, was Schlimmeres«, flüsterte ich.

Vercueil nahm mich beim Ellbogen. Ich ließ mich von ihm hineinführen. Im Mittelgang des Raumes stand ein langer Tisch mit einem Durcheinander von Tabletts darauf. Jemand hustete feucht, so als wären seine Lungen voller Milch. »In der Ecke«, sagte Vercueil.

Er wußte nicht, wer wir waren, und auch ich erkannte den Jungen nicht leicht, dessen Blut meine Finger

zusammengeklebt hatte. Sein Kopf war verbunden, das Gesicht gequollen, der linke Arm an seiner Brust fixiert. Er trug einen hellblauen Schlafanzug des Krankenhauses.

»Sprich nicht«, sagte ich. »Wir sind bloß gekommen, um uns zu vergewissern, wie es dir geht.«

Er öffnete die geschwollenen Lippen und schloß sie wieder.

»Erinnerst du dich an mich? Ich bin die Frau, für die Bhekis Mutter arbeitet. Ich hab zugeschaut heute morgen: Ich hab alles gesehn, was passiert ist. Du mußt schnell wieder gesund werden. Ich hab dir etwas Obst mitgebracht.« Ich legte das Obst auf den Nachttisch: einen Apfel, eine Birne.

Sein Ausdruck änderte sich nicht.

Ich mochte ihn nicht. Ich mag in nicht. Ich schaue in mein Herz und finde keine Spur Gefühl für ihn. So wie es Menschen gibt, für die man sich spontan erwärmt, gibt es Menschen, die einen kalt lassen. Das ist alles. Dieser Junge ist nicht so wie Bheki. Er hat keinen Charme. Er hat etwas Dummes, etwas absichtlich Dummes, Unzugängliches, Verstocktes an sich. Er ist einer von diesen Jungen, die zu früh in den Stimmbruch kommen, die mit zwölf Jahren die Kindheit hinter sich gelassen haben und brutal geworden sind, wissend. Ein vereinfachter Mensch, vereinfacht in jeder Weise: flinker, fixer, unermüdlicher als wirkliche Menschen, ohne Zweifel oder Skrupel, ohne Humor, erbarmungslos, unbedarft. Als er auf der Straße lag, als ich dachte, er würde sterben, tat ich für ihn, was ich konnte. Aber ich hätte mich, offen gesagt, lieber für jemand anderen verwendet.

Ich erinnere mich an eine Katze, die ich einst pflegte, einen alten rötlichen Kater, dem das Maul durch einen Abszeß verschlossen war. Ich holte ihn ins Haus, als er zu schwach war, um sich dagegen zu wehren, fütterte ihn durch ein Röhrchen mit Milch, verabreichte ihm Antibiotika. Als er wieder bei Kräften war, ließ ich ihn frei, stellte ihm aber

weiterhin draußen Futter hin. Ein Jahr lang sah ich ihn hin und wieder in der Nachbarschaft; ein Jahr lang wurde das Futter angenommen. Dann verschwand er für immer. Diese ganze Zeit über behandelte er mich kompromißlos als jemand Feindlichen. Selbst als er kaum noch Kraft hatte, war sein Körper in meiner Hand hart, gespannt, widerspenstig. Dieser Junge, so empfand ich jetzt, war von derselben Mauer der Abwehr umgeben. Obwohl seine Augen offen waren, sah er nicht; was ich sagte, hörte er nicht.

Ich wandte mich Vercueil zu. »Wollen wir gehn?« sagte ich. Und einem Impuls folgend – nein, es war mehr: mit dem bewußten Bemühen, den sich regenden Impuls nicht zu unterdrücken –, berührte ich die freie Hand des Jungen.

Es war kein Zufassen, keine lange Berührung; es war nichts als ein Streifen, kaum ein Verweilen meiner Fingerkuppen auf seinem Handrücken. Aber ich fühlte, wie er sich versteifte, fühlte ein ärgerliches elektrisches Zurückzucken.

Für deine Mutter, die nicht hier ist, sagte ich innerlich zu ihm. Laut sagte ich: »Urteile nicht vorschnell.«

Urteile nicht vorschnell: Was bedeutete das? Wenn ich es nicht wußte, von wem sonst konnte man eine Antwort erwarten? Gewiß nicht von ihm. Doch in seinem Fall, da war ich sicher, ging das Nichtbegreifen tiefer. Im selben Moment, in dem meine Worte geäußert wurden, fielen sie ab von ihm wie tote Blätter. Die Worte einer Frau, also belanglos; einer alten Frau, also doppelt belanglos; vor allem aber die einer Weißen.

Ich, eine Weiße. Wenn ich an die Weißen denke, was sehe ich? Ich sehe eine Herde von Schafen (nicht eine Schar: eine Herde), die auf einer staubigen Ebene unter brennender Sonne im Kreise treibt. Ich höre ein Trommeln von Hufen, ein Geräuschemischmasch, das, wenn das Ohr eingestimmt ist,

sich auflöst zu demselben blökenden Ruf in tausend verschiedenen Tonlagen: »Ich!«

»Ich!«

»Ich!« und zwischen sie fahrend, mit gesträubten Flanken sie beiseite stoßend, sie fällend, sägezahnig, rotäugig die wilden, erzkonservativen alten »Tod!«

»Tod!« grunzenden Keiler. Obwohl es mir nicht guttut, weiche ich vor der weißen Berührung ebenso sehr zurück wie er; würde vor der Berührung der alten weißen Frau, die seine Hand tätschelt, sogar zurückweichen, wenn sie nicht ich wäre.

Ich versuchte es wieder.

»Bevor ich in Ruhestand ging«, sagte ich, »war ich Lehrerin. Ich lehrte an der Universität.«

Vercueil, auf der anderen Seite des Bettes, faßt mich scharf ins Auge. Aber ich sprach nicht zu ihm.

»Wenn du in meiner Thukydides-Klasse gewesen wärst«, fuhr ich fort, »hättest du etwas darüber lernen können, was aus unserer Menschlichkeit in Zeiten des Krieges werden kann; unserer Menschlichkeit, mit der wir geboren sind, in die wir hineingeboren sind.«

Die Augen des Jungen hatten etwas Rauchiges: das Weiß ohne Lüster, die Pupillen flach, dunkel, wie Druckerschwärze. Vielleicht war er sediert worden, aber er wußte, daß ich da war, wußte, wer ich war, wußte, daß ich zu ihm sprach. Er wußte es und hörte nicht zu, hatte niemals einem seiner Lehrer zugehört, sondern hatte wie ein Stein im Klassenzimmer gesessen, unzugänglich für Worte, das Klingeln abwartend, seine Zeit.

»Thukydides schrieb von Menschen, die Regeln aufstellten und sie befolgten. Indem sie sich an die Regeln hielten, töteten sie ganze Klassen von Feinden, ohne Ausnahme. Die meisten von denen, die starben, hatten, da bin ich sicher, das Gefühl, daß ein schrecklicher Irrtum geschah, daß, welche Regel es

auch war, nicht sie damit gemeint sein konnten. »Ich!«: das war ihr letztes Wort, als ihnen die Kehle durchgeschnitten wurde. Ein Wort des Protestes: Ich, die Ausnahme.

Waren sie Ausnahmen? Die Wahrheit ist, daß wir, hätten wir Zeit zu sprechen, alle behaupten würden, Ausnahmen zu sein. Für jeden von uns ist ein Fall vorzutragen. Wir alle verdienen die Wohltat des Zweifels.

Aber es gibt Zeiten, in denen keine Zeit ist für all diese genauen Anhörungen, all diese Ausnahmen, all diese Gnade. Es ist keine Zeit da, also fallen wir zurück auf die Regel. Und darauf, daß es ein großer Jammer ist, der größte. Das hättest du von Thukydides lernen können. Es ist ein großer Jammer, wenn wir in solche Zeiten hineingeraten. Wir sollten mit sinkenden Herzen in sie hineingeraten. Zu begrüßen sind sie durchaus nicht.«

Sehr wohl überlegt schob er seine heile Hand unter die Decke, damit ich sie nicht nochmals berührte.

»Gute Nacht«, sagte ich. »Hoffentlich schlafst du gut und fühlst dich morgen besser.«

Der alte Mann hatte aufgehört zu singen. Seine Hände flappten lose auf seinen Schenkeln wie sterbende Fische. Seine Augen waren nach hinten verdreht, von seinem Kinn rann Speichel.

Der Wagen wollte nicht anspringen, und Vercueil mußte anschieben.

»Dieser Junge ist anders als Bheki, ganz anders«, sagte ich, zuviel redend jetzt, etwas unbeherrscht. »Ich versuche, es mir nicht anmerken zu lassen, aber er macht mich nervös. Schade, daß Bheki unter seinen Einfluß geraten ist. Aber vermutlich gibt es Hunderttausende wie ihn. Mehr als solche wie Bheki. Die kommende Generation.«

Wir kamen nach Hause. Ungebeten folgte er mir nach drinnen.

»Ich muß schlafen, ich bin erschöpft«, sagte ich. Und dann, als er sich nicht anschickte zu gehen: »Wollen Sie etwas essen?«

Ich stellte ihm etwas hin, nahm meine Pillen, wartete.

Den Laib Brot mit seiner schlimmen Hand festhaltend, schnitt er sich eine Scheibe ab, bestrich sie dick mit Butter, schnitt Käse ab. Schmutzige Fingernägel. Wer weiß, was er sonst noch alles angefaßt hat. Und dies ist nun der, dem ich mein Herz öffne, dem ich letzte Dinge anvertraue. Warum dieser krumme Weg zu Dir?

Mein Geist wie eine Pfütze, in die er seinen Finger taucht und röhrt. Ohne diesen Finger Stille, Stagnation.

Eine Art Umweg. Durch Umweg finde ich den richtigen Weg. Ein Krebsgang.

Sein schmutziger Fingernagel senkt sich in mich.

»Sie sehen grau aus«, sagte er.

»Ich bin müde.«

Er kaute, lange Zähne zeigend.

Er beobachtet, urteilt aber nicht. Immer von leichtem Alkoholdunst umgeben. Alkohol, der weich macht, der konserviert. *Mollificans*. Der uns hilft zu vergeben. Er trinkt und macht Zugeständnisse. Sein Leben nichts als Zugeständnisse. Er, Mr. V. zu dem ich spreche. Spreche und dann schreibe. Spreche, um zu schreiben. Während ich zu der kommenden Generation, die nicht trinkt, nicht sprechen kann, ihr nur Vorträge halten kann. Deren Hände sauber, deren Fingernägel sauber. Die neuen Puritaner, an die Regel sich haltend, die Regel aufrechterhaltend. Alkohol verabscheuend, der die Regel aufweicht, Eisen auflöst. Alles verdächtigend, was müßig ist, nachgiebig, ungefähr. Argwöhnisch gewundenen Diskurs betrachtend, wie diesen.

»Und krank bin ich auch«, sagte ich. »Krank und müde, müde und krank. Ich habe ein Kind in mir, das ich nicht

gebären kann. Nicht kann, weil es nicht geboren werden will. Weil es außerhalb von mir nicht leben kann. Also ist es mein Gefangener, oder ich bin sein Gefangener. Es schlägt ans Tor, aber es kann nicht raus. Das ist es, was die ganze Zeit vorgeht. Das Kind drinnen schlägt ans Tor. Meine Tochter ist mein erstes Kind. Sie ist mein Leben. Dies jetzt ist das zweite, die Nachgeburt, das Ungewollte. Wollen Sie fernsehen?«

»Ich dachte, Sie wollten schlafen.«

»Nein, ich möchte jetzt lieber nicht allein sein. Derjenige da drin schlägt auch gerade nicht so fest. Er hat seine Pille gekriegt, er wird schlaftrig. Die Dosis ist jeweils zwei Pillen, wohlgemerkt, eine für mich, eine für ihn.«

Wir setzten uns nebeneinander auf das Sofa. Ein rotgesichtiger Mann wurde gerade interviewt. Er besaß, schien es, eine Wildtierfarm und vermietete Löwen und Elefanten an Filmgesellschaften.

»Erzählen Sie uns etwas über ein paar Persönlichkeiten, die Sie in Übersee kennengelernt haben«, sagte der Interviewer.

»Ich geh Tee machen«, sagte ich und stand auf.

»Ist noch was anderes im Haus?« sagte Vercueil.

»Sherry.«

Als ich mit der Sherryflasche zurückkam, stand er am Bücherregal. Ich machte den Fernseher aus. »Was schaun Sie sich da an?« fragte ich.

Er hielt einen der schweren Quartbände hoch.

»Sie werden das Buch interessant finden«, sagte ich. »Die Frau, die es schrieb, ist als Mann verkleidet durch Palästina und Syrien gereist. Im vorigen Jahrhundert. Eine von diesen unerschrockenen Engländerinnen. Aber die Bilder sind nicht von ihr. Die hat ein professioneller Illustrator gemacht.«

Zusammen blätterten wir das Buch durch. Durch irgendeinen perspektivischen Kunstgriff hatte der Illustrator mondbeschienenen Zeltlagern, wüsten Felsenspitzen,

Tempelruinen einen Hauch hohen Mysteriums verliehen. Niemand hat das für Südafrika getan. Es zu einem Land des Mysteriums gemacht. Zu spät jetzt. Fixiert im Geist als Ort flachen, harten Lichts, ohne Schatten, ohne Tiefe.

»Lesen Sie, was immer Sie möchten«, sagte ich. »Oben sind noch viel mehr Bücher. Lesen Sie gern?«

Vercueil legte das Buch nieder. »Ich geh jetzt schlafen«, sagte er.

Wieder erfaßte mich eine kurze Verlegenheit. Warum? Weil ich, offen gesagt, nicht mag, wie er riecht. Weil ich an Vercueil in Unterwäsche lieber nicht denke. Am allerschlimmsten die Füße: die hornigen, schmutzstarrenden Zehennägel.

»Kann ich Sie etwas fragen?« sagte ich. »Wo haben Sie vorher gelebt? Warum sind Sie auf Wanderschaft gegangen?«

»Ich war auf See«, sagte Vercueil. »Das hab ich Ihnen gesagt.«

»Aber auf See lebt man nicht. Man wird nicht auf See geboren. Sie sind nicht Ihr ganzes Leben auf See gewesen.«

»Ich war auf Schleppnetzbooten.«

»Und?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich frag ja nur«, sagte ich. »Wir möchten gern ein bißchen was über die Menschen in unserer Nähe wissen. Das ist ganz natürlich.«

Er lächelte sein schiefes Lächeln, bei dem plötzlich ein Eckzahn sich zeigt, lang und gelb. Du verbirgst mir etwas, dachte ich, aber was? Eine tragische Liebe? Eine Gefängnisstrafe? Und ich mußte selber lächeln.

Da standen wir also und lächelten, wir zwei, jeder mit seinem privaten Grund zu lächeln.

»Wenn Ihnen das lieber ist«, sagte ich, »können Sie wieder auf dem Sofa schlafen.«

Er schien zu überlegen. »Der Hund ist es gewöhnt, bei mir zu schlafen.«

»Gestern nacht hatten Sie den Hund nicht bei sich.«

»Der spielt verrückt, wenn ich nicht komme.«

Von einem Verrücktspielen des Hundes habe ich gestern nacht nichts gehört. Kümmert es den Hund wirklich, wo sein Herr schläft, solange er ihn füttert? Ich habe ihn in Verdacht, er benutzt die Fiktion des besorgten Hundes, wie andere Männer die Fiktion der besorgten Ehefrau benutzen. Andererseits ist es vielleicht der Hund, weswegen ich ihm vertraue. Hunde, die herausschnüffeln, was gut ist, was böse: Streifengänger der Grenzen: Wachtposten.

Der Hund hat sich nicht für mich erwärmt. Zuviel Katzengeruch. Katzenfrau: Circe. Und er, nachdem er auf Fischerbooten auf den Meeren sich herumtrieb, geht hier an Land.

»Wie Sie wollen«, sagte ich und brachte ihn hinaus, so tuend, als bemerkte ich nicht, daß er die Sherryflasche noch hatte.

Schade, dachte ich (mein letzter Gedanke, bevor die Pillen mich hinübernahmen), wir hätten eine Art Hausgemeinschaft gründen können, ich oben, er unten, für diese letzte kleine Weile. Damit nachts jemand in der Nähe ist. Denn das ist es schließlich, was man am Ende haben möchte: daß jemand da ist, den man rufen kann in der Dunkelheit. Mutter, oder wer immer bereit ist, die Mutter zu vertreten.

Da ich Florence erklärt hatte, ich würde es tun, fuhr ich zum Caledon Square und versuchte, Anzeige gegen zwei Polizisten zu erstatten. Aber Anzeige erstatten, scheint es, dürfen nur »direkt betroffene Parteien«.

»Geben Sie uns die Einzelheiten, und wir gehn der Sache nach«, sagte der Diensthabende. »Wie sind die Namen der zwei Jungen?«

»Ohne deren Erlaubnis kann ich Ihnen die Namen nicht geben.«

Er legte seinen Schreibstift hin. Ein junger Mann, sehr ordentlich und korrekt, einer von der neuen Sorte. Deren Ausbildung mit einer Schicht in Kapstadt abgerundet wird, um ihre Selbstbeherrschung angesichts liberal-humanistischer Haltung zu stärken.

»Ich weiß nicht, ob Sie stolz sind auf die Uniform da«, sagte ich, »aber Ihre Kollegen auf der Straße bringen ihr Schande. Und auch mir bringen sie Schande. Ich schäme mich. Nicht für sie: für mich. Sie wollen mich nicht Anzeige erstatten lassen, weil Sie sagen, ich sei nicht betroffen. Ich bin betroffen, sehr direkt betroffen. Verstehn Sie, was ich sage?«

Er antwortete nicht, stand aber stramm da, achtsam, bereit für alles, was als nächstes kommen könnte. Der Mann hinter ihm beugte sich über seine Papiere und tat so, als hörte er nicht zu. Es war aber nichts zu fürchten. Ich hatte nichts weiter zu sagen, wenigstens fiel mir nichts mehr ein.

Vercueil saß im Wagen in der Buitenkant Street. »Ich hab mich ja zum Narren gemacht«, sagte ich, plötzlich wieder den Tränen nahe. »Ich muß mich schämen Ihretwegen«, hab ich zu ihnen gesagt. Wahrscheinlich lachen sie jetzt noch über mich. *Die ou kruppel dame met die kaffertjies.* Doch was sonst kann man empfinden? Vielleicht sollt ich einfach akzeptieren, daß man fortan so leben muß: in einem Zustand der Scham. Vielleicht bezeichnet Scham nichts weiter als das, was ich fortwährend empfinde. Die Bezeichnung für die Art, wie Menschen leben, die lieber tot wären.«

Scham. Schande. Modifikation. Tod im Leben.

Ein langes Schweigen.

»Kann ich zehn Rand borgen?« sagte Vercueil. »Mein Invalidengeld krieg ich Donnerstag. Ich zahPs dann zurück.«

III

Letzte Nacht, in den frühen Morgenstunden, kam ein Telefonanruf. Eine Frau, atemlos, mit der Atemlosigkeit dicker Menschen. »Ich möchte mit Florence sprechen.«

»Sie schläft. Alle schlafen.«

»Ja, Sie können sie holen.«

Es regnete, wenn auch nicht stark. Ich klopfte an Florences Tür. Sofort ging sie auf, so als hätte sie dort gestanden und auf die Aufforderung gewartet. Hinter ihr seufzte ein Kind im Schlaf. »Telefon«, sagte ich.

Fünf Minuten später kam sie zu mir nach oben. Ohne ihre Brille, barhäuptig, in einem langen weißen Nachthemd wirkte sie viel jünger.

»Es gibt Schwierigkeiten«, sagte sie.

»Wegen Bheki?«

»Ja, ich muß hin.«

»Wo ist er?«

»Zuerst muß ich nach Guguletu, danach dann, glaub ich, zum Gelände C.«

»Ich hab keine Ahnung, wo das Gelände C ist.«

Verdutzt sah sie mich an.

»Ich meine, wenn du mir den Weg zeigen kannst, fahr ich dich hin«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie, zögerte aber noch. »Aber ich kann die Kinder nicht allein lassen.«

»Dann müssen sie mitkommen.«

»Ja«, sagte sie. Ich konnte mich nicht erinnern, sie je so unentschlossen gesehen zu haben.

»Und Mr. Vercueil«, sagte ich, »er muß mit, um uns zu helfen, wenn mit dem Wagen was ist.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Doch«, beharrte ich, »er muß mit.«

Der Hund lag an Vercueils Seite. Sein Schwanz klopfte auf den Boden, als ich hineinkam, aber er stand nicht auf.

»Mr. Vercueil«, sagte ich laut. Er öffnete die Augen; ich schwenkte den Lichtstrahl weg. Er ließ einen Wind abgehen. »Ich muß Florence nach Guguletu bringen. Es ist dringend, wir müssen sofort los. Kommen Sie mit?«

Er gab keine Antwort, sondern rollte sich auf der Seite zusammen. Der Hund schmiegte sich wieder an ihn.

»Mr. Vercueil!« sagte ich, den Lichtstrahl auf ihn richtend.

»Verpiß dich«, murmelte er.

»Ich krieg ihn nicht wach«, berichtete ich Florence. »Ich muß jemanden mithaben, der den Wagen anschiebt.«

»Ich werd ihn anschieben«, sagte sie.

Die zwei warm zugedeckten Kinder auf dem Rücksitz, schob Florence an, und wir brachen auf. Durch das von unserem Atem beschlagene Glas spähend, kroch ich über den De Waal Drive, verirrte mich für eine Weile in den Straßen von Claremont, fand dann die Lansdowne Road. Die ersten Busse des Tages waren unterwegs, hell erleuchtet und leer. Es war noch nicht fünf Uhr.

Wir kamen an den letzten Häusern vorbei, den letzten Straßenlaternen. In einem gleichmäßigen Regen aus Nordwesten fuhren wir, dem gelblichen, schwachen Licht unserer Scheinwerfer folgend.

»Wenn Leute winken, Sie sollen anhalten, oder wenn Sie irgendwas auf der Straße sehen, dürfen Sie nicht halten, Sie müssen weiterfahren«, sagte Florence.

»Das werd ich jedenfalls nicht tun«, sagte ich. »Du hättest mich früher warnen sollen. Nur damit das klar ist, Florence: beim ersten Anzeichen von Schwierigkeiten dreh ich um.«

»Ich mein ja nicht, daß es dazu kommt, ich sag's Ihnen nur.«

Voll böser Vorahnung fuhr ich weiter in die Dunkelheit hinein. Doch niemand versperre den Weg, niemand winkte, nichts lag quer über der Straße. Sie schliefen wohl noch, die Schwierigkeiten, sammelten Kraft für den nächsten Einsatz. Die Straßenränder, auf denen sonst zu dieser Stunde Tausende von Männern zur Arbeit trotteten, waren leer. Nebelschwaden trieben auf uns zu, umfingen den Wagen, waberten davon. Gespenster, Geister. *Aornos* diese Gegend: vogellos. Ich zitterte, begegnete Florences Blick. »Wie weit noch?« fragte ich.

»Nicht mehr weit.«

»Was haben sie gesagt am Telefon?«

»Gestern ist wieder geschossen worden. Sie haben den *witdoeke** Gewehre gegeben, und die *witdoeke* haben geschossen.«

»Schießen sie in Guguletu?«

»Nein, sie schießen draußen im Busch.«

»Bei der ersten Andeutung von Schwierigkeiten dreh ich um, Florence. Wir holen Bheki, weiter werden wir nichts tun, dann fahren wir nach Hause. Du hättest ihn gar nicht erst weglassen dürfen.«

»Ja, aber Sie müssen hier abbiegen, Sie müssen links abbiegen.«

Ich bog ab. Hundert Meter weiter war eine Schranke über der Straße, mit blitzenden Lichtern, Wagen standen an den Straßenrändern, Polizei mit Gewehren. Ich hielt an; ein Polizist kam heran.

* Wörtl. »Weißtücher«: regierungstreue Schwarze mit weißen Halstüchern (Anm. d. Ü.).

»Was wollen Sie hier?« fragte er.

»Ich bringe meine Hausangestellte nach Hause«, sagte ich und staunte über meine Ruhe beim Lügen.

Er spähte hinten in den Wagen, wo die Kinder auf dem Rücksitz schliefen. »Wo wohnt sie?«

»Siebenundfünfzig«, sagte Florence.

»Sie können sie hier absetzen, das Stück kann sie zu Fuß gehn, es ist nicht weit.«

»Es regnet, sie hat kleine Kinder, ich lasse sie nicht allein gehen«, sagte ich fest.

Er zögerte, dann winkte er mich mit seiner Taschenlampe durch.

Auf dem Dach eines Wagens stand ein junger Mann im Kampfanzug, das Gewehr schußbereit, und starrte hinaus in die Dunkelheit.

Jetzt roch es nach Brand, nach nasser Asche, brennendem Gummi. Langsam fuhren wir eine breite, unbefestigte Straße entlang, links und rechts Behausungen wie Streichholzschachteln. Ein Polizeiwagen, durch Drahtgitter gesichert, kreuzte an uns vorbei. »Hier nach rechts«, sagte Florence. »Und gleich nochmal rechts. Hier halt.«

Mit dem Baby auf dem Arm und dem kleinen, halbwach hinterherstolpernden Mädchen patschte sie den Weg zu Nr. 219 hinauf, klopfte an und wurde eingelassen. Hope und Beauty. Es war wie in einer Allegorie leben. Den Motor am Laufen haltend, wartete ich.

Der Polizeiwagen, der uns entgegengekommen war, hielt neben mir. Eine Taschenlampe schien mir ins Gesicht. Ich hielt eine Hand hoch, um meine Augen abzuschirmen. Der Wagen fuhr weiter.

Florence tauchte wieder auf, einen Plastikregenmantel über sich und das Baby haltend, und stieg hinten ein. Durch den Regen kam nicht Bheki hinter ihr hergehuscht, sondern ein

Mann in den Dreißigern oder Vierzigern, schmächtig, fein, mit Oberlippenbart. Er stieg vorne zu mir ein. »Das ist Mr. Thabane, mein Cousin«, sagte Florence. »Er wird uns den Weg zeigen.«

»Wo ist Hope?« fragte ich.

»Ich hab sie bei meiner Schwester gelassen.«

»Und wo ist Bheki?«

Schweigen.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte der Mann. Seine Stimme war überraschend weich. »Er ist gestern morgen heimgekommen, hat seine Sachen dagelassen und ist gleich wieder los. Danach haben wir ihn nicht mehr gesehn. Er hat nicht bei uns geschlafen. Aber ich weiß, wo seine Freunde wohnen. Wir können erst mal da nachsehn.«

»Willst du das, Florence?« fragte ich.

»Wir müssen ihn suchen«, sagte Florence, »was anderes bleibt uns nicht übrig.«

»Wenn Sie wollen, kann ich fahren«, sagte der Mann. »Das ist sowieso besser, wissen Sie.«

Ich stieg aus und setzte mich nach hinten zu Florence.

Der Regen kam jetzt schwerer herunter; der Wagen spritzte durch Pfützen auf der unebenen Straße. Unter dem schmutzig gelben Licht der Straßenbeleuchtung bogen wir links ab und rechts und machten dann halt. »Vorsicht, nicht ausschalten«, sagte ich zu Mr. Thabane, dem Cousin.

Er stieg aus und klopfte an ein Fenster. Es erfolgte ein langes Gespräch mit jemandem, den ich nicht sehen konnte. Als er zurückkam, war er durchnäßt und fror. Mit klammern Fingern holte er ein Päckchen Zigaretten heraus und versuchte, sich eine anzuzünden.

»Bitte nicht im Wagen«, sagte ich. Ein verärgerter Blick zwischen ihm und Florence.

Schweigend saßen wir da. »Worauf warten wir?« fragte ich.

»Sie schicken wen, der uns den Weg zeigt.«

Ein kleiner Junge mit einem ihm zu großen wollenen Kopf- und Nackenschützer kam aus dem Haus getrapt. Seiner selbst völlig sicher, stieg er, uns alle mit einem Lächeln grüßend, in den Wagen und begann Richtungen anzugeben. Höchstens zehn Jahre alt. Ein Kind der Zeit, zu Hause in diesem Gelände der Gewalt. Wenn ich an meine eigene Kindheit zurückdenke, erinnere ich mich nur an lange, sonnenstichige Nachmittage, den Geruch von Staub unter Eukalyptusalleen, das leise Murmeln von Wasser in Straßengräben, an das Gurren von Tauben. Eine Kindheit des Schlafes, Vorspiel auf das, was als ein sorgloses Leben und ein sanfter Übergang ins Nirwana gedacht war. Wird uns wenigstens unser Nirwana vergönnt sein, uns Kindern jenes vergangenen Zeitalters? Ich bezweifele es. Wenn überhaupt Gerechtigkeit herrscht, werden wir uns an der ersten Schwelle zur Unterwelt ausgesperrt finden. Weiß wie Larven in unseren Windeln, werden wir jenen Kinderseelen zugewiesen werden, deren ewiges Wimmern Aeneas für Weinen hielt. Weiß unsere Farbe, die Farbe des Limbus: weißer Sand, weiße Felsen, ein weißes, von allen Seiten herabströmendes Licht. Wie eine Ewigkeit des Liegens am Strand, ein endloser Sonntag unter Tausenden unseresgleichen, träge, halb schlafend, in Hörweite des behaglichen Leckens der Wellen. *In limine primo*: an der Schwelle des Todes, der Schwelle des Lebens, Auswurf der See, auf Sand ausgesetzte Geschöpfe, unbestimmt, unentschieden, weder heiß noch kalt, weder Fisch noch Fleisch.

Die letzten Häuser lagen hinter uns, und wir fuhren in grauem Frühlicht durch eine Landschaft versengter Erde, schwarz gewordener Bäume. Ein Kleintransporter überholte uns, mit drei Männern hinten auf der Pritsche, die eine Plane über sich hielten. An der nächsten Straßensperre holten wir sie ein.

Ausdruckslos sahen sie uns an, Auge in Auge, während wir darauf warteten, inspiziert zu werden. Ein Polizist winkte sie durch, winkte auch uns durch.

Wir fuhren jetzt nach Norden, weg von dem Berg, dann von der Landstraße hinunter auf eine unbefestigte Straße, die bald Sand wurde. Mr. Thabane hielt an. »Wir können nicht weiterfahren, es ist zu gefährlich«, sagte er. »Mit Ihrer Lichtmaschine stimmt was nicht«, fügte er hinzu und zeigte auf das rote Licht, das im Armaturenbrett glühte.

»Ich laß die Dinge auslaufen«, sagte ich. Ich hatte keine Lust zu Erklärungen.

Er schaltete den Motor ab. Eine Weile saßen wir da und lauschten dem Trommeln des Regens auf das Dach. Dann stiegen Florence aus und der Junge. Das Baby, auf ihren Rücken gebunden, schlief friedlich.

»Am besten ist, Sie halten die Türen verschlossen«, sagte Mr. Thabane zu mir.

»Wie lange bleibt ihr weg?«

»Kann ich nicht sagen, aber wir beeilen uns.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bleib nicht hier«, sagte ich.

Ich hatte keinen Hut, keinen Schirm. Der Regen schlug mir ins Gesicht, klatschte mir das Haar an den Schädel, lief mir ins Genick. Bei so einem Ausflug, dachte ich, holt man sich eine tödliche Erkältung. Der Junge, unser Führer, war schon vorausgeeilt.

»Nehmen Sie das über Ihren Kopf«, sagte Mr. Thabane und bot mir den Plastikregenmantel an.

»Unsinn«, sagte ich, »ein bißchen Regen macht mir nichts aus.«

»Trotzdem, halten Sie ihn über sich«, beharrte er. Ich verstand. »Kommen Sie«, sagte er. Ich folgte ihm.

Um uns herum war eine Wildnis aus grauem Dünensand und Port-Jackson-Weiden, und es stank nach Müll und Asche.

Plastikfetzen, Alteisen, Glas, Tierknochen lagen links und rechts am Weg. Schon zitterte ich vor Kälte, doch als ich versuchte, schneller zu gehen, pochte mein Herz unangenehm. Ich fiel zurück. Würde Florence auf mich warten? Nein: *amor matris*, eine Macht, die nicht aufzuhalten war.

An einer Weggabelung wartete Mr. Thabane. »Danke«, keuchte ich, »Sie sind freundlich. Tut mir leid, daß ich Sie aufhalte. Ich hab eine schlimme Hüfte.«

»Nehmen Sie meinen Arm«, sagte er.

Männer überholten uns, dunkel, bärtig, streng, mit Stöcken bewaffnet gingen sie rasch in Einerreihe. Mr. Thabane trat vom Weg hinunter. Ich hielt mich enger an ihn.

Der Weg wurde breiter, endete dann in einem großen, flachen Tümpel. Auf der anderen Seite des Tümpels fingen die Hütten an, die am tiefsten liegende Gruppe im Wasser stehend. Einige stabil aus Holz und Eisen gebaut, andere nichts weiter als Plastikfolien über Rahmen aus Ästen, lagen sie nach Norden über die Dünen verstreut, so weit ich sehen konnte.

Am Rande des Tümpels zögerte ich. »Kommen Sie«, sagte Mr. Thabane. Mich an ihm festhaltend, trat ich hinein, und wir wateten hindurch, das Wasser ging bis zu den Fußgelenken. Einer meiner Schuhe wurde mir vom Fuß gesaugt. »Passen Sie auf Glasscherben auf«, warnte er. Ich zog den Schuh heraus und wieder an.

Bis auf eine alte Frau, die mit hängendem Mund in einer Tür stand, war kein Mensch zu sehen. Doch als wir weitergingen, begann der Lärm, den wir gehört hatten und den man zuerst für Wind und Regen hätte halten können, sich in Rufe und Geschrei aufzulösen, über einem Grundbaß, den ich nur als ein Seufzen bezeichnen konnte: ein tiefes Seufzen, immer wieder, so als würde die weite Welt selber seufzen.

Dann war der kleine Junge, unser Führer, wieder bei uns, zupfte Mr. Thabane am Ärmel und sprach aufgeregt. Die zwei

entfernten sich; ich krabbelte hinter ihnen her den Dünenhang hinauf.

Wir befanden uns im Rücken einer vielhundertköpfigen Menge, die auf einen Schauplatz der Verwüstung hinabblickte: abgebrannte und schwelende Hütten, noch brennende, schwarz qualmende Hütten, Haufen von Möbeln, Bettzeug, Haushaltsgegenständen in gießendem Regen. Trupps von Männern waren damit beschäftigt, den Inhalt brennender Hütten zu bergen, von einer Hütte zur anderen gehend, Brände löschen; das jedenfalls dachte ich, bis mir mit einem Schlag klar war, daß es keine Rettungstrupps waren, sondern Brandstifter; daß sie nicht gegen die Flammen kämpften, sondern gegen den Regen.

Es waren die Menschen, die oben am Rand dieses Amphitheaters in den Dünen versammelt waren, von denen das Seufzen kam. Wie Trauernde bei einer Beerdigung standen sie im schüttenden Regen, Männer, Frauen und Kinder, durchnäßt, kaum die Mühe sich machend, sich zu schützen, und sahen der Zerstörung zu.

Ein Mann in einem schwarzen Mantel schwang eine Axt. Krachend zersplitterte ein Fenster. Er attackierte die Tür, die beim dritten Hieb nachgab. Wie aus einem Käfig freigelassen, flog eine Frau mit einem Baby in den Armen aus dem Haus, gefolgt von drei barfüßigen Kindern. Er ließ sie vorbei. Dann begann er, auf den Türrahmen einzuhacken. Die ganze Struktur knarrte und quietschte.

Einer von seinen Mitstreitern ging mit einem Benzinkanister ins Innere. Die Frau huschte hinter ihm her, tauchte mit den Armen voller Bettwäsche wieder auf. Als sie aber einen zweiten Beutezug versuchte, wurde sie wie ein Bündel hinausgeschleudert.

Ein erneutes Seufzen entstieg der Menge. Rauchfetzen begannen aus dem Inneren der Hütte zu wehen. Die Frau kam

auf die Füße, huschte nochmals nach drinnen, wurde wieder hinausgeschleudert.

Ein Stein kam aus der Menge gesegelt und fiel polternd auf das Dach der brennenden Hütte. Ein anderer traf die Wand, der nächste landete zu Füßen des Mannes mit der Axt. Er schrie drohend zurück. Er und ein halbes Dutzend seiner Leute hielten inne in ihrem Tun und kamen, Stöcke und Stangen schwingend, auf die Menge zu. Schreiend wandten die Menschen sich zur Flucht, ich unter ihnen. Aber in dem haftenden Sand konnte ich kaum die Füße heben. Mein Herz pochte, Stiche zuckten mir durch die Brust. Ich blieb stehen, beugte mich vor, keuchend. *Kann dies wirklich mir zustoßen?* dachte ich. *Was mach ich hier?* Ich hatte eine Vision von dem kleinen grünen Wagen, der still am Straßenrand wartete. Ich sehnte mich nur noch danach, in meinen Wagen zu steigen, die Tür hinter mir zuzuschlagen, diese unheimliche Welt der Wut und Gewalt auszuschließen.

Ein Mädchen, eine enorm dicke Halbwüchsige, rempelte mich mit der Schulter um. »Fahr zur Hölle!« keuchte ich, als ich fiel. »Fahr du zur Hölle!« keuchte sie zurück, giftsprühend: »Hau ab! Verschwinde hier!« Und mit bebenden Hinterbacken stampfte sie den Dünenhang hinauf.

Noch so ein Stoß, dachte ich mit dem Gesicht im Sand, und es ist aus mit mir. Diese Menschen können viel einstecken, aber ich, ich bin zerbrechlich wie ein Schmetterling.

Füße mahlten an mir vorbei. Ich sah kurz einen braunen Stiefel, mit flappender Lasche, die Sohle mit Kordel festgebunden. Der Tritt, vor dem ich zurückzuckte, kam nicht.

Ich stand auf. Zu meiner Linken fand irgendein Kampf statt. All die Menschen, die eben noch in den Busch geflohen waren, strömten ebenso plötzlich wieder zurück. Eine Frau schrie, hoch und laut. Wie konnte ich wegkommen von diesem schrecklichen Ort? Wo war der Tümpel, den ich durchwatet

hatte, wo war der Weg zum Wagen? Überall waren Tümpel, Teiche, Pfützen, Wasserlachen, überall waren Wege, aber wohin führten sie?

Deutlich hörte ich das Knallen von Gewehrfeuer, einen, zwei, drei Schüsse, nicht in der Nähe, aber auch nicht weit weg.

»Kommen Sie«, sagte eine Stimme, und Mr. Thabane schritt vorbei. »Ja!« keuchte ich und japste hinter ihm her. Aber ich konnte ihn nicht einholen. »Langsamer, bitte«, rief ich. Er wartete. Zusammen durchquerten wir wieder den Tümpel und erreichten den Weg.

Ein junger Mann kam an unsere Seite, die Augen blutunterlaufen. »Wo geht ihr hin?« wollte er wissen. Eine strenge Frage, eine strenge Stimme.

»Ich geh weg, ich mach mich davon, ich bin hier fehl am Platz«, antwortete ich.

»Wir gehn den Wagen holen«, sagte Mr. Thabane.

»Wir wollen diesen Wagen benutzen«, sagte der junge Mann.

»Ich überlasse niemandem meinen Wagen«, sagte ich.

»Das ist ein Freund von Bheki«, sagte Mr. Thabane.

»Das ist mir egal, er kriegt meinen Wagen nicht.«

Der junge Mann – eigentlich gar kein Mann, sondern ein Junge, der wie ein Mann gekleidet war, sich wie ein Mann aufführte – machte eine seltsame Gebärde: eine Hand in Kopfhöhe haltend, schlug er sie mit der anderen, Handfläche gegen Handfläche, ein streifender Schlag. Was bedeutete er? Hatte er etwas zu bedeuten?

Mein Rücken schmerzte furchtbar vom Gehen. Ich verlangsamte meinen Schritt und blieb stehen. »Ich muß bald nach Hause kommen«, sagte ich. Es war eine flehentliche Bitte; ich konnte das Vibrieren meiner Stimme hören.

»Sie haben genug gesehn?« sagte Mr. Thabane, distanzierter klingend als zuvor.

»Ja, ich hab genug gesehn. Ich bin nicht wegen Sehenswürdigkeiten hergekommen. Ich bin gekommen, um Bheki zu holen.«

»Und Sie wollen nach Hause?«

»Ja, ich will nach Hause. Ich habe Schmerzen, ich bin erschöpft.«

Er drehte sich um und ging weiter. Ich humpelte hinter ihm her. Dann blieb er wieder stehen. »Sie wollen nach Hause«, sagte er. »Aber was ist mit den Menschen, die hier leben? Wenn die nach Hause wollen, dann müssen sie da hingehen. Was halten Sie davon?«

Wir standen im Regen, mitten auf dem Weg, von Angesicht zu Angesicht. Auch Passanten blieben stehen, betrachteten mich neugierig, meine Sache, ihre Sache, jedermanns Sache.

»Ich habe keine Antwort«, sagte ich. »Es ist schrecklich.«

»Es ist nicht bloß schrecklich«, sagte er, »es ist ein Verbrechen. Wenn Sie sehen, daß vor Ihren Augen ein Verbrechen begangen wird, was sagen Sie dann? Sagen Sie dann: >Ich hab genug gesehn, ich bin nicht wegen Sehenswürdigkeiten gekommen, ich will nach Hause<?«

Verzweifelt schüttelte ich den Kopf.

»Nein, das sagen Sie nicht«, sagte er. »Richtig. Was also sagen Sie? Was für eine Art Verbrechen ist es, das Sie sehen? Was ist sein Name?«

Er ist Lehrer, dachte ich: deswegen spricht er so gut. Was er mit mir macht, hat er im Klassenzimmer praktiziert. Es ist der Trick, den man anwendet, um die eigene Antwort so aussehen zu lassen, als käme sie von dem Kind. Bauchrednerei, das Vermächtnis des Sokrates, in Afrika ebenso erdrückend wie einst in Athen.

Ich blickte mich im Kreis der Zuschauer um. Waren sie feindselig? Ich konnte keine Feindseligkeit entdecken. Sie warteten lediglich darauf, daß ich meinen Teil sagte.

»Darauf hätte ich viele Antworten, Mr. Thabane«, sagte ich.
»Aber dann müssen sie auch wirklich von mir kommen. Wenn man unter Zwang spricht – Sie sollten das wissen –, spricht man selten die Wahrheit.«

Er wollte etwas erwidern, aber ich ließ ihn nicht.

»Warten Sie. Geben Sie mir einen Augenblick Zeit. Ich weiche Ihrer Frage nicht aus. Schreckliche Dinge gehn hier vor. Aber wie ich darüber denke, muß ich auf meine eigene Weise sagen.«

»Dann lassen Sie uns hören, was Sie zu sagen haben! Wir sind ganz Ohr! Wir warten!« Ruhe heischend, hob er die Hände. Die Umstehenden murmelten zustimmend.

»Dies sind schreckliche Sehenswürdigkeiten«, wiederholte ich zögernd. »Sie sind zu verurteilen. Aber ich kann sie nicht mit den Worten anderer anprangern. Ich muß meine eigenen Worte finden, aus mir selber. Sonst ist es nicht die Wahrheit. Das ist alles, was ich jetzt sagen kann.«

»Diese Frau redet Scheiße«, sagte ein Mann in der Menge. Er sah sich um. »Scheiße«, sagte er. Niemand widersprach ihm. Schon gingen die ersten weg.

»Ja«, sagte ich, direkt zu ihm sprechend – »Sie haben recht, was Sie sagen, ist wahr.«

Er blickte mich an, als wäre ich wahnsinnig.

»Aber was erwarten Sie?« fuhr ich fort. »Um von dem da zu sprechen« – ich machte eine Handbewegung über den Busch, den Rauch, den Unrat am Wegesrand – »brauchte man die Zunge eines Gottes.«

»Scheiße«, sagte er wieder, mich herausfordernd.

Mr. Thabane drehte sich um und ging weg. Ich schleppte mich hinter ihm her. Die Menge löste sich auf. Kurz danach lief der Junge an mir vorbei. Dann kam der Wagen in Sicht.

»Das ist ein Hillman, Ihr Wagen, nicht?« sagte Mr. Thabane.
»Viele davon kann's nicht mehr geben auf den Straßen.«

Ich war überrascht. Nach dem, was geschehen war, dachte ich, es sei eine Linie gezogen zwischen uns. Er schien aber keinen Groll zu hegen.

»Aus der Zeit, als *British was Best*«, erwiderte ich. »Tut mir leid, wenn ich Unsinn rede.«

Er ignorierte die Entschuldigung, falls es eine war. »War britisch je am besten?« fragte er.

»Nein, natürlich nicht. Das war nur so ein Schlagwort, eine Zeitlang nach dem Krieg. Sie werden sich nicht erinnern, Sie waren zu jung.«

»Ich bin 1943 geboren«, sagte er. »Ich bin jetzt dreiundvierzig. Glauben Sie mir nicht?« Er wandte sich mir zu, sein gepflegtes, angenehmes Äußerstes zeigend. Eitel; aber eine reizvolle Eitelkeit.

Ich zog den Anlasser. Die Batterie war tot. Mr. Thabane und der Junge stiegen aus und schoben, mit den Füßen Halt suchend im Sand. Endlich sprang der Motor an. »Gradeaus«, sagte der Junge. Ich gehorchte.

»Sind Sie Lehrer?« fragte ich Mr. Thabane.

»Ich war Lehrer. Aber ich hab den Beruf vorübergehend aufgegeben. Bis bessere Zeiten kommen. Zur Zeit verkaufe ich Schuhe.«

»Und du?« fragte ich den Jungen.

Er murmelte etwas, was ich nicht verstand.

»Er ist ein arbeitsloser Jugendlicher«, sagte Mr. Thabane. »Stimmt's?«

Der Junge lächelte befangen. »Biegen Sie hier ab, gleich nach den Geschäften«, sagte er.

Allein in der Wildnis standen nebeneinander drei kleine Geschäfte, ausgeplündert, verkohlt, BHAWOODIEN CASH STORE stand noch lesbar auf einem Schild.

»Lang ist's her«, sagte Mr. Thabane. »Voriges Jahr ist das passiert.«

Wir waren auf eine breite, unbefestigte Straße hinausgekommen. Zu unserer Linken stand eine Gruppe von Häusern, richtigen Häusern mit Backsteinwänden, Asbestdächern und Schornsteinen. Dazwischen, um sie herum, in die Ferne über die Ebene sich erstreckend, standen Squatterbaracken.

»Das Gebäude da«, sagte der Junge und zeigte nach vorn.

Es war ein langer, flacher Bau, eine Halle oder Schule vielleicht, umgeben von einem Maschenzaun. Aber an vielen Stellen war der Zaun niedergetrampelt worden, und von dem Bau selber standen nur noch die rauchgeschwärzten Mauern. Auf der Vorderseite hatten sich Hunderte von Menschen versammelt. Köpfe wandten sich, um den Hillman herankommen zu sehen.

»Soll ich ausschalten?« sagte ich.

»Sie können ruhig ausschalten, Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Mr. Thabane.

»Ich habe keine Angst«, sagte ich. War das wahr? Irgendwie schon; jedenfalls kümmerte es mich nach der Episode im Busch weniger, was mit mir geschah.

»Jetzt besteht ohnehin kein Grund mehr, Angst zu haben«, fuhr er glatt fort: »Ihre Jungs sind da, um Sie zu beschützen.« Und er zeigte mit dem Finger.

Da sah ich sie, weiter unten auf der Straße: drei khakifarbane Mannschaftswagen, fast mit den Bäumen verschmelzend, und, vor dem Himmel sich abzeichnend, behelmte Köpfe.

»Falls Sie gedacht haben«, schloß er, »dies sei nur ein Streit unter Schwarzen gewesen, ein bißchen Parteiengerangel – aber schaun Sie: da ist meine Schwester.«

Meine Schwester nannte er sie, nicht *Florence*. Vielleicht war ich der einzige Mensch auf der Welt, der sie *Florence* nannte. Sie nach einem angenommenen Namen nannte. Jetzt befand

ich mich auf einem Boden, wo die Menschen sich unter ihrem wahren Namen zu erkennen gaben.

Sie stand mit dem Rücken zur Wand, vor dem Regen sich schützend: eine nüchterne, achtbare Frau in weinrotem Mantel und mit weißer Wollmütze. Wir schlängelten uns zu ihr durch. Obwohl sie kein Zeichen gab, war ich sicher, daß sie mich sah. »Florence!« rief ich. Stumpf blickte sie auf. »Hast du ihn gefunden?«

Sie deutete mit dem Kopf auf das ausgebrannte Innere und wandte sich dann ab, ohne mich zu grüßen. Mr. Thabane begann, sich an dem Gedränge vor dem Eingang vorbeizuschieben. Verlegen wartete ich. Menschen trieben vorbei, einen Bogen um mich machend, als brächte ich Unglück.

Ein Mädchen in einem apfelgrünen Schulkittel trat auf mich zu, die Hand wie zum Schlag erhoben. Ich wich zurück, aber es war nur Spiel gewesen. Oder vielleicht sollte ich sagen: Sie beherrschte sich und schlug nicht wirklich zu.

»Ich finde, Sie sollten sich das auch ansehn«, sagte Mr. Thabane, als er, heftig atmend, wieder auftauchte. Er ging zu Florence und nahm sie in die Arme. Ihre Brille hochschiebend, legte sie den Kopf an seine Schulter und brach in Tränen aus.

Das Innere der Halle war ein Gewirr von Schutt und verkohlten Balken. An der hinteren Wand, geschützt vor dem schlimmsten Regen, lagen fünf Körper ordentlich aufgereiht. Der Körper in der Mitte war der von Florences Bheki. Er trug noch die graue Flanellhose, das weiße Hemd und den kastanienbraunen Pullover seiner Schule, aber seine Füße waren nackt. Seine Augen waren offen und starr, auch sein Mund war offen. Der Regen war seit Stunden auf ihn niedergeschlagen, auf ihn und auf seine Kameraden, nicht nur hier, sondern wo immer sie gewesen waren, als sie ihrem Tod begegneten; ihre Kleidung, sogar ihr Haar hatte ein

hingestrecktes, totes Aussehen. In seinen Augenwinkeln waren Sandkörner. Sand war in seinem Mund.

Jemand zupfte mich am Arm. Benommen blickte ich hinab auf ein kleines Mädchen mit großen, feierlichen Augen. »Schwester«, sagte sie, »Schwester...«, wußte dann aber nicht weiter.

»Sie fragt, sind Sie eine von den Schwestern?« erklärte eine Frau, gutmütig lächelnd.

Ich wollte mich nicht wegziehen lassen, nicht jetzt. Ich schüttelte den Kopf.

»Sie meint, sind Sie eine von den Schwestern aus der katholischen Kirche«, sagte die Frau. »Nein«, fuhr sie fort, englisch zu dem Kind sprechend, »sie ist keine von den Schwestern.« Sanft löste sie die Finger des Kindes von meinem Ärmel.

Um Florence drängelten sich Menschen.

»Müssen sie da im Regen liegen?« fragte ich Mr. Thabane.

»Ja, sie müssen da liegen. Damit jeder sie sehen kann.«

»Aber wer hat es getan?«

Ich zitterte: Schauder durchliefen mich, meine Hände bebten. Ich dachte an die offenen Augen des Jungen. Ich dachte: Was hat er als letztes auf der Erde gesehen? Ich dachte: Das ist das Schlimmste, was ich im Leben gesehen habe. Und ich dachte: Jetzt sind meine Augen offen, und ich kann sie nie wieder schließen.

»Wer es getan hat?« sagte Mr. Thabane. »Wenn Sie die Kugeln aus ihren Körpern herausholen wollen, bitte sehr! Aber ich sag Ihnen jetzt schon, was Sie finden werden. ›Made in South Africa. SABS Approved.‹^{*} Das werden Sie finden.«

»Bitte, hören Sie mir zu«, sagte ich. »Mir ist das nicht gleichgültig... dieser Krieg. Wie könnte er? Keine Gitterstäbe

* South African British Standards (Anm. d. Ü.).

sind stark genug, um ihn draußen zu halten.« Mir war zum Heulen; aber hier, neben Florence, welches Recht hatte ich dazu? »Er lebt in mir, und ich lebe in ihm«, flüsterte ich.

Mr. Thabane zuckte ungeduldig mit den Schultern. Er war häßlich geworden. Zweifellos werde auch ich tageweise häßlich. Metamorphose, die unser Sprechen eindickt, unser Fühlen abstumpft, uns vertiert. Wo an diesen Gestaden wächst das Kraut, das uns davor bewahrt?

Ich erzähle Dir die Geschichte dieses Morgens, mir dessen bewußt, daß die Erzählerin, kraft ihres Amtes, den Anspruch erhebt, auf dem Boden des Rechtes zu stehen. Es sind meine Augen, durch die Du siehst; die Stimme, die in Deinem Kopf spricht, ist meine. Durch mich allein befindest Du Dich auf diesen trostlosen Ebenen, riechst Du den Rauch in der Luft, siehst Du die Körper der Toten, hörst Du das Weinen, zitterst Du im Regen. Es sind meine Gedanken, die Du denkst, es ist meine Verzweiflung, die Du fühlst, wie auch die ersten Regungen des Willkommenheißens dessen, was immer dem Denken ein Ende macht: Schlaf, Tod. Zu mir fließt Dein Mitgefühl; Dein Herz schlägt mit meinem.

Und nun, mein Kind, Fleisch von meinem Fleisch, mein bestes Selbst, bitte ich Dich, Dich zurückzunehmen. Ich erzähle Dir diese Geschichte nicht, damit Du für mich fühlst, sondern damit Du lernst, wie die Dinge sind. Ich weiß, es wäre leichter für Dich, wenn die Geschichte von jemand anderm käme, wenn es die Stimme eines Fremden wäre, die in Deinem Ohr klingt. Aber es gibt nun mal keinen anderen. Ich bin der einzige. Ich bin derjenige, der schreibt: ich, ich. Ich bitte Dich also, halte Dich an das Geschriebene, nicht an mich. Wenn Lügen und Bitten und Entschuldigungen sich in die Worte schleichen, so hör sie heraus. Übergeh sie nicht, vergib sie nicht leicht. Lies alles, auch diese Beschwörung, mit kaltem Auge.

Jemand hatte einen Stein durch die Windschutzscheibe geworfen. Groß wie der Kopf eines Kindes, stumm, lag er zwischen Glassplittern auf dem Sitz, so als gehörte der Wagen jetzt ihm. Mein erster Gedanke war: Wo kriege ich eine Windschutzscheibe für einen Hillman her? Und dann: Wie gut, daß alles zur selben Zeit zu einem Ende kommt!

Ich schob den Stein vom Sitz und begann, die losen Scherben aus der Scheibe zu klauben. Nun, da ich etwas zu tun hatte, fühlte ich mich ruhiger. Ich war aber auch ruhiger, weil es mich nicht mehr kümmerte, ob ich lebte. Es spielte keine Rolle mehr, was mir zustoßen konnte. Ich dachte: Mein Leben kann ebenso auch Müll sein. Wir schießen auf diese Menschen, als wären sie Müll, aber am Ende sind wir es, die es nicht wert sind zu leben.

Ich dachte an die fünf toten Körper, an ihre massive, solide Präsenz in der ausgebrannten Halle. Ihre Geister haben sie nicht verlassen, dachte ich, und werden sie nicht verlassen. Ihre Geister sitzen fest, besitzend.

Wenn in dem Moment dort jemand ein Grab für mich im Sand ausgehoben und hingezeigt hätte, so wäre ich ohne ein Wort hineingestiegen, hätte mich hingelegt und die Hände auf der Brust gefaltet. Und wäre der Sand mir in den Mund und in die Augenwinkel gefallen, so hätte ich keinen Finger gekrüummt, um ihn wegzuwischen.

Lies ohne Mitgefühl mit mir. Laß Dein Herz nicht mit meinem schlagen.

Ich hielt eine Münze durch das Fenster hinaus. Viele Hände wollten sie haben. Die Kinder schoben, der Motor sprang an. In ausgestreckte Hände leerte ich meine Geldbörse.

Zwischen Büschen, wo die Straße in einen Feldweg überging, standen die Militärfahrzeuge, die ich gesehen hatte, in Bereitschaft, nicht drei, wie ich gedacht hatte, sondern fünf. Unter dem Blick eines Jungen in olivgrünem Regencape stieg

ich aus dem Wagen, frierend in meinen nassen Sachen, als wäre ich nackt.

Ich hatte gehofft, die Worte, die ich brauchte, würden einfach kommen, aber sie kamen nicht. Ich hielt die Hände hin, die Handflächen nach oben. Ich bin beraubt, sagten meine Hände, der Sprache beraubt. Ich bin gekommen, um zu sprechen, habe aber nichts zu sagen.

»Wag in die Motor, ek sal die polisie skaken«, rief er zu mir herab. Ein pickliger Junge, der dieses wichtigtuerische, mörderische Spiel spielte. Warten Sie im Wagen, ich ruf die Polizei. Ich schüttelte den Kopf und schüttelte weiter den Kopf. Er sprach zu jemandem neben ihm, jemandem, den ich nicht sehen konnte. Er lächelte. Zweifellos hatten sie mich schon eine ganze Weile beobachtet, hatten ihre eigene Meinung über mich. Eine wahnsinnige alte Wohltäterin, überrascht vom Regen, verdreckt wie eine Henne. Hatten sie recht? Bin ich eine Wohltäterin? Nein, soweit ich weiß, habe ich keine Wohltaten vollbracht. Bin ich wahnsinnig? Ja, ich bin wahnsinnig. Aber sie sind auch wahnsinnig. Alle sind wir wahnsinnig, rasend, von Teufeln besessen. Wenn Wahnsinn den Thron besteigt, wer im Lande entgeht da der Ansteckung?

»Rufen Sie die Polizei nicht, ich kann selber auf mich aufpassen«, rief ich. Aber das Gemurmel, die Seitenblicke gingen weiter. Vielleicht hatten sie bereits Funkverbindung.

»Wissen Sie überhaupt, was Sie tun?« rief ich zu dem Jungen hinauf. Das Lächeln gefror. »Wissen Sie überhaupt, was Sie tun?« kreischte ich, und meine Stimme begann zu brechen. Erschreckt sah er herab. Erschreckt, daß eine weiße Frau ihn anschrie, noch dazu eine, die alt genug war, um seine Großmutter zu sein.

Ein Mann im Kampfanzug kam von dem nächsten Fahrzeug in der Reihe heran. Gleichmäßig betrachtete er mich: »Wat is die moeilikheid?« fragt er den Jungen in dem

Mannschaftswagen. »*Nee, niks moeilikheid nie.*« Nein, kein Problem. »*Net hier die dame wat wil weet wat aangaan.*«

»Es ist gefährlich, sich in dieser Gegend aufzuhalten, Lady«, sagte er, mir sich zuwendend. Ein Offizier offenbar. »Hier kann alles mögliche passieren. Ich werd Ihnen einen Begleitschutz kommen lassen, der Sie zur Straße zurückbringt.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte mich völlig in der Hand, war nicht einmal verweint, obwohl ich es nicht für ausgeschlossen hielt, jeden Moment zusammenzubrechen.

Was wollte ich? Was wollte die alte Dame? Was sie wollte, war, ihnen etwas zu entblößen, was immer es war, was zu dieser Zeit, an diesem Ort entblößt werden konnte. Was sie wollte, bevor sie sie loswurden, war, eine Narbe vorzuweisen, eine Verletzung, sie ihnen aufzudrängen, damit sie sie sahen, mit eigenen Augen: eine Narbe, irgendeine Narbe, die Narbe von all diesem Leid, schließlich aber meine Narbe, denn unsere eigenen Narben sind die einzigen, die wir davontragen können. Ich hob sogar eine Hand an die Knöpfe meines Kleides. Aber meine Finger waren steif, blaugefroren.

»Haben Sie einen Blick in die Halle da geworfen?« fragte ich mit meiner brüchigen Stimme. Jetzt kamen die Tränen.

Der Offizier ließ seine Zigarette fallen und trat sie mahlend in den Sand.

»Diese Einheit hat in den letzten vierundzwanzig Stunden keinen Schuß abgegeben«, sagte er leise. »Ich möchte Ihnen raten: Regen Sie sich nicht auf, bevor Sie nicht wissen, wovon Sie reden. Die Menschen da drin sind nicht die einzigen, die gestorben sind. Es gibt hier dauernd Tote. Die da sind nur die, die sie von gestern aufgelesen haben. Die Kämpfe haben jetzt mal nachgelassen, aber sowie der Regen aufhört, flammen sie wieder auf. Ich weiß nicht, wie Sie hierhergekommen sind – die Straße hätte gesperrt sein müssen –, aber es ist eine

schlimme Gegend hier, Sie sollten nicht hier sein. Wir werden über Funk die Polizei holen, die kann Sie dann hinausbegleiten.«

»*Ek het reeds geskakel*«, sagte der Junge im Mannschaftswagen.

»Warum legt ihr nicht einfach die Waffen nieder und geht nach Hause, alle miteinander?« sagte ich. »Es kann doch nichts schlimmer sein als das, was ihr hier macht. Schlimmer für eure Seelen, mein ich.«

»Nein«, sagte er. Ich hatte Begriffsstutzigkeit erwartet, doch nein, er verstand genau, was ich meinte. »Wir werden das jetzt durchstehn.«

Ich schlotterte am ganzen Körper. Meine Finger, in die Handflächen gekrümmmt, ließen sich nicht strecken. Der Wind drückte die durchnähte Kleidung an meine Haut.

»Ich hab einen von diesen toten Jungen gekannt«, sagte ich. »Ich kannte ihn, seit er fünf war. Seine Mutter arbeitet für mich. Ihr seid alle zu jung für das hier. Es macht mich krank. Das ist alles.«

Ich fuhr zurück zu der Halle und wartete im Wagen. Sie brachten die Leichen jetzt heraus. Ich fühlte aus der anwachsenden Menge eine Woge auf mich zukommen: eine Woge des Grolls, der Feindseligkeit – schlimmer: des Hasses. Wäre es anders gewesen, wenn ich mit den Soldaten nicht gesprochen hätte? Nein.

Mr. Thabane kam heran, um zu sehen, was ich wollte. »Tut mir leid, aber ich bin nicht sicher, ob ich den Rückweg finde«, sagte ich.

»Fahren Sie weiter bis zur Asphaltstraße, dann rechts abbiegen und den Schildern folgen«, sagte er barsch.

»Ja, aber welchen Schildern?«

»Den Schildern zur Zivilisation.« Und er machte auf dem Absatz kehrt.

Ich fuhr langsam, teils weil der Wind mir ins Gesicht schlug, teils weil ich körperlich und seelisch benommen war. Ich geriet in einen Vorort, von dem ich nie etwas gehört hatte, und irrte zwanzig Minuten durch ununterscheidbare Straßen auf der Suche nach einer Ausfahrt. Schließlich befand ich mich auf der Voortrekker Road. Hier, zum erstenmal, fingen die Leute an, den Wagen mit der zerschmetterten Windschutzscheibe anzustarren. Den ganzen Weg nach Hause folgten mir Blicke.

Das Haus mutete kalt an und fremd. Ich sagte mir: Nimm ein heißes Bad, ruh dich aus. Aber eine eisige Lethargie lähmte mich. Es kostete Überwindung, mich nach oben zu schleppen, mich aus den nassen Sachen zu pellen, mich in einen Bademantel zu wickeln, ins Bett zu gehen. Sand, der graue Sand der Kap-Ebenen, klebte mir zwischen den Zehen. Ich werde nie wieder warm, dachte ich. Vercueil hat einen Hund, an den er sich legen kann. Vercueil weiß, wie man lebt in diesem Klima. Aber was mich betrifft und diesen kalten Jungen, der bald in die Erde gelegt werden wird, uns wird kein Hund mehr helfen. Schon ist Sand in seinem Mund, dringt ein, fordert ihn zurück.

Sechzehn Jahre, seit ich ein Bett mit einem Mann oder Jungen geteilt habe. Sechzehn Jahre allein. Wundert Dich das?

Ich schrieb. Ich schreibe. Ich folge der Feder, wohin sie mich führt. Was sonst bleibt mir noch?

Ich erwachte verstört. Es war wieder Nacht. Wo war der Tag geblieben?

Das Licht in der Toilette war an. Auf dem Klo, mit der Hose um die Knie, dem Hut auf dem Kopf, fest schlafend, saß Vercueil. Ich war starr vor Staunen.

Er wachte nicht auf; im Gegenteil, obwohl sein Kopf schief an der Wand lehnte und der Unterkiefer herabhing, schlief er

selig wie ein kleines Kind. Seinedürren Oberschenkel waren so gut wie unbehaart.

Die Küchentür stand offen, und Müll aus dem umgekippten Eimer lag über den Boden verstreut. An einem alten Einwickelpapier machte der Hund sich zu schaffen. Als er mich sah, ließ er schuldbewußt die Ohren hängen und schlug heftig mit dem Schwanz. »Zuviel!« murmelte ich: »Zuviel!« Der Hund schlich hinaus.

Ich setzte mich an den Tisch und gab mich den Tränen hin. Ich weinte nicht wegen dem Wirrwarr in meinem Kopf, nicht wegen der Schweinerei im Haus, ich weinte wegen dem Jungen, wegen Bheki. Wo ich mich auch hinwandte, hatte ich ihn vor mir, die Augen geweitet im Ausdruck kindlicher Ratlosigkeit, mit der er seinem Tod begegnet war. Mit dem Kopf auf den Armen schluchzte ich, trauernd um ihn, um das, was ihm genommen worden war, um das, was mir genommen war. So eine gute Sache, das Leben! So ein wundervoller Gedanke, den Gott da gehabt hatte! Der beste Gedanke, den es je gegeben hatte. Ein Geschenk, das großzügigste aller Geschenke, endlos durch die Generationen sich erneuernd. Und nun Bheki, des Lebens beraubt, weg, entrissen!

»Ich will nach Hause!« Das, zu meiner Schande, hatte ich Mr. Thabane vorgejammert, dem Schuhverkäufer. Aus der Kehle eines alten Menschen die Stimme eines Kindes. Heim, zurück in mein sicheres Haus, in mein Bett des Kindheitsschlafes. Bin ich jemals ganz wach gewesen? Ich könnte auch fragen: Wissen die Toten, daß sie tot sind? Nein: den Toten ist nicht gegeben, etwas zu wissen. Aber wenigstens Hinweise können wir bekommen in der Tiefe unseres Schlafes. Ich habe Hinweise, die älter sind als jede Erinnerung, unerschütterlich, daß ich einstmals lebte. Ich lebte und wurde dann dem Leben gestohlen. Ein Diebstahl fand statt, aus der Wiege: ein Kind wurde genommen, und an seiner Stelle wurde

eine Puppe zurückgelassen, um genährt und großgezogen zu werden, und diese Puppe ist das, was ich Ich nenne.

Eine Puppe? Ein Puppenleben? Ist es das, was ich gelebt habe? Ist es einer Puppe gegeben, einen solchen Gedanken zu ersinnen? Oder kommt und geht der Gedanke wie ein weiterer Hinweis, ein Lichtblitz, ein Durchbohren des Nebels mit der Lanze der Intelligenz eines Engels? Kann eine Puppe eine Puppe erkennen? Kann eine Puppe um den Tod wissen? Nein: Puppen wachsen, sie lernen das Sprechen und Laufen, sie gehen um die Welt; sie altern, sie welken, sie verbleichen; sie werden ins Feuer geschoben oder in der Erde begraben; aber sie sterben nicht. Sie existieren immer wieder in jenem Moment versteinerter Überraschung vor aller Besinnung, als ein Leben fortgenommen wurde, ein Leben, das nicht das ihre war, sondern an dessen Stelle sie als ein Zeichen zurückgelassen werden. Ihr Wissen ein Wissen ohne Substanz, ohne irdisches Gewicht, wie der Kopf einer Puppe selber, leer, luftig. Wie sie selber nicht Babys sind, sondern die Ideen von Babys, runder, rosiger, mit Augen blickloser und blauer, als ein Baby sie je haben könnte, nicht das Leben lebend, sondern eine Idee des Lebens, unsterblich, unvergänglich wie alle Ideen.

Hades, Hölle: das Reich der Ideen. Mit welcher Notwendigkeit soll die Hölle im Eis der Antarktis ihren Ort haben oder unten im Abgrund eines Vulkans? Warum kann die Hölle nicht am Fuß von Afrika sein, und warum können die Geschöpfe der Hölle nicht unter den Lebenden wandeln?

»Vater, kannst du nicht sehn, daß ich brenne?« flehte das Kind, am Bett des Vaters stehend. Aber sein Vater, weiterschlafend, träumend, sah es nicht.

Das ist der Grund – ich bringe es jetzt vor, damit Du es siehst –, warum ich mich so fest an die Erinnerung an meine Mutter klammere. Denn wenn sie es nicht war, die mir das

Leben schenkte, dann war es niemand. Ich klammere mich nicht nur an die Erinnerung an sie, sondern an sie selbst, an ihren Leib, an meine Geburt aus ihrem Leib in die Welt. Ich trank ihren Leib als Blut und Milch und kam zum Leben. Und wurde dann gestohlen, und bin seitdem verloren.

Es gibt ein Foto von mir, das Du gesehen hast, an das Du Dich aber wohl nicht erinnern wirst. Es ist 1918 aufgenommen worden, als ich noch keine zwei war. Ich bin auf meinen Füßen; ich scheine nach der Kamera zu greifen; meine Mutter, hinter mir kniend, hält mich an so etwas wie Zügeln zurück, die mir um die Brust gehen. An einer Seite, mich nicht beachtend, steht mein Bruder Paul, die Mütze keck auf dem Kopf.

Meine Brauen sind gerunzelt, die Augen sind streng auf die Kamera gerichtet. Blinzele ich lediglich in die Sonne, oder habe ich, wie die Wilden von Borneo, eine dunkle Ahnung, daß die Kamera mir die Seele rauben wird? Schlimmer: Hält meine Mutter mich davon ab, die Kamera zu Boden zu schlagen, weil ich auf meine Puppenart weiß, daß die Kamera sehen wird, was das Auge nicht sehen kann: daß ich nicht da bin? Und weiß meine Mutter das, weil auch sie nicht da ist?

Paul, zu dem meine Feder mich führte, tot. Ich hielt seine Hand, als er ging. Ich flüsterte zu ihm: »Du wirst Mama sehen, ihr werdet beide glücklich sein.« Er war blaß, sogar seine Augen hatten den fahlen Farnton fernen Himmels. Er schenkte mir einen müden, leeren Blick, wie um zu sagen: Wie wenig du verstehst! Hat Paul jemals wirklich gelebt? Mein Schwesternleben, so hat er mich einmal, mit geliehenen Worten, in einem Brief genannt. Ist ihm am Ende klargeworden, daß er sich geirrt hatte? Haben diese glasigen Augen mich durchschaut?

Wir wurden an jenem Tag in einem Garten fotografiert. Hinter uns sind Blumen, die aussehen wie Stockrosen; zu

unserer Linken ist ein Beet Melonen. Ich erkenne den Ort wieder. Er ist Uniondale, das Haus in der Church Street, das mein Großvater kaufte, als Straußfedern Hochkonjunktur hatten. Jahr um Jahr sprossen Obst und Blumen und Gemüse in diesem Garten, schütteten ihren Samen aus, starben, erstanden wieder aus sich selbst, segneten uns mit der Fülle ihrer Präsenz. Aber gepflegt von wessen Liebe? Wer beschnitt die Stockrosen? Wer legte die Melonenkerne in ihr warmes, feuchtes Beet? War es mein Großvater, der um vier in der eisigen Frühe aufstand, um die Schleuse zu öffnen und Wasser in den Garten zu leiten? Wenn er es nicht war, wer war dann der rechtmäßige Besitzer des Gartens? Wer sind die Geister und wer die Anwesenden? Wer sind sie, die sich – außerhalb des Bildes – auf ihre Rechen stützen, auf ihre Spaten stützen, darauf wartend, wieder an die Arbeit zu gehen, die sich auch auf den Rand des Rechtecks stützen, ihn umbiegen, ihn knicken?

Dies irae, dies illa, wenn die Abwesenden anwesend sein werden, und die Anwesenden abwesend. Das Bild zeigt nicht mehr, wer an jenem Tag auf dem Gartenfoto war, sondern es zeigt, wer nicht dort war. Während sie all diese Jahre überall im Land an sicheren Orten verwahrt lagen, in Alben, in Schreibtischschubladen, ist dieses Foto und Tausende seinesgleichen auf subtile Weise gereift, metamorphosiert. Die Fixierung hat nicht gehalten, oder die Entwicklung ging weiter, als man es sich je hätte träumen lassen – wer kann wissen, wie es geschah? –, aber sie sind wieder Negative geworden, eine neue Art Negativ, in dem wir zu sehen beginnen, was einst außerhalb des Fotos lag, verborgen.

Ist das der Grund, warum meine Brauen gerunzelt sind, warum ich versuche, an die Kamera heranzukommen: ahne ich dunkel, daß die Kamera der Feind ist, daß die Kamera keine Lügen über uns verbreiten wird, sondern aufdecken wird, was

wir in Wahrheit sind: Puppenvolk? Stemme ich mich gegen die Zügel, um, wem auch immer, die Kamera aus den Händen zu schlagen, bevor es zu spät ist? Und wer hält die Kamera? Wessen formloser Schatten beugt sich zu meiner Mutter und ihren zwei Sprößlingen über das bestellte Beet?

Trauer nach dem Weinen. Ich bin hohl, ich bin eine Schale. Jedem von uns sendet das Schicksal die richtige Krankheit. Die meine eine Krankheit, die mich von innen auffrißt. Würde man mich öffnen, so fände man mich hohl wie eine Puppe, eine Puppe, in der ein Krebs hockt, die Lippen sich lecken, geblendet von der Flut des Lichts.

War es der aus dem schwarzen Kasten herausäugende Krebs, den ich ahnungsvoll sah, als ich zwei war? Versuchte ich, uns alle vor dem Krebs zu retten? Aber sie hielten mich zurück, drückten auf den Auslöser, und der Krebs sprang heraus und drang ein in mich.

Nun, da kein Fleisch mehr übrig ist, nagt er an meinen Knochen. Nagt an der Schaufel meines Beckens, nagt an meinem Rückgrat, beginnt an meinen Knien zu nagen. Die Katzen, um die Wahrheit zu sagen, haben mich nie wirklich geliebt. Nur dieses Geschöpf ist treu bis ans Ende. Mein Haustier, mein Schmerz.

Ich ging nach oben und öffnete die Toilettentür. Vercueil war noch da, versunken in seinem tiefen Schlaf. Ich schüttelte ihn. »Mr. Vercueil!« sagte ich. »Kommen Sie, legen Sie sich hin.«

Aber das tat er nicht. Erst hörte ich ihn auf der Treppe, auf jeder Stufe mit beiden Beinen verweilend wie ein alter Mann. Dann hörte ich, wie die Hintertür sich schloß.

Ein schöner Tag, einer von diesen stillen Wintertagen, an denen das Licht gleichmäßig aus allen Himmelsrichtungen zu strömen scheint. Vercueil fuhr mich die Breda Street hinunter

und in die Orange Street. Gegenüber der Einfahrt zur Government Avenue sagte ich ihm, er solle parken.

»Ich hab mir gedacht, ich fahr den Wagen die ganze Avenue runter«, sagte ich. »Wenn ich erst mal an der Kette vorbei bin, weiß ich nicht, wie jemand mich aufhalten könnte. Aber meinen Sie, daß da genug Platz ist, um vorbeizukommen?«

(Du erinnerst Dich vielleicht, daß am Kopf der Avenue zwei gußeiserne Poller stehen, zwischen denen eine Kette hängt.)

»Ja, an der Seite können Sie vorbeikommen«, sagte er.

»Danach käme es dann nur noch darauf an, den Wagen gerade zu halten.«

»Werden Sie das wirklich tun?« fragte er. Seine Huhnaugen funkeln grausam.

»Wenn ich den Mut aufbringe.«

»Aber warum? Wozu?«

Schwierig, in den Zähnen dieses Blickes großartige Antworten zu geben. Ich schloß die Augen und versuchte, an meiner Vision des Wagens festzuhalten, wie er sich schnell genug bewegt, um hinten die Flammen herausschlagen zu lassen, wie er die gepflasterte Avenue hinunterrollt, vorbei an Touristen und Tramps und Liebespaaren, vorbei am Museum, der Kunsthalle, den botanischen Gärten, bis er seine Fahrt verlangsamen würde und vor dem Haus der Schande zum Stehen käme, brennend und schmelzend.

»Wir können jetzt zurückfahren«, sagte ich. »Ich wollte mich nur vergewissern, daß es machbar ist.«

Er kam mit nach drinnen, und ich gab ihm Tee. Der Hund saß ihm zu Füßen und spitzte abwechselnd die Ohren zu uns hinauf, als wir sprachen. Ein feiner Hund: eine leuchtende Präsenz, stengeboren, wie manche Menschen es sind.

»Um Ihre Frage zu beantworten, *wozu?*« sagte ich: »Das hat mit meinem Leben zu tun; mit einem Leben, das nicht mehr

viel wert ist. Ich versuche herauszukriegen, was ich dafür bekommen kann.«

Seine Hand strich ruhig über das Fell des Hundes, hin und her. Der Hund blinzelte, schloß die Augen. Liebe, dachte ich: so unwahrscheinlich es auch ist, ich werde hier Zeuge von Liebe.

Ich versuchte es noch einmal. »Es gibt einen berühmten Roman, in dem eine Frau des Ehebruchs überführt wird – Ehebruch war früher ein Verbrechen – und dazu verurteilt wird, in der Öffentlichkeit mit dem auf ihre Kleidung gestickten Buchstaben E herumzugehen. Sie trägt das E so viele Jahre, daß die Leute vergessen, wofür es steht. Sie vergessen, daß es für etwas steht. Es wird einfach etwas, was sie trägt, wie einen Ring oder eine Brosche. Es kann sogar sein, daß sie es war, die die Mode einführte, Schrift auf der Kleidung zu tragen. Aber das steht nicht in dem Buch.

Diese öffentlichen Zurschaustellungen, diese Demonstrationen – darum dreht es sich in der Geschichte –, wie kann man jemals sicher sein, wofür sie stehen? Da setzt sich beispielsweise eine Frau in Brand. Warum? Weil sie in den Wahnsinn getrieben wurde? Weil sie verzweifelt ist? Weil sie Krebs hat? Ich dachte daran, zur Erklärung einen Buchstaben auf den Wagen zu malen. Aber welchen? A? B? C? Welcher Buchstabe ist der richtige für meinen Fall? Und warum überhaupt eine Erklärung? Wen außer mir geht das was an?«

Ich hätte mehr sagen können, aber in dem Moment klickte der Torriegel, und der Hund fing an zu knurren. Zwei Frauen, die eine erkannte ich als Florences Schwester, kamen mit Koffern den Weg hoch.

»Guten Tag«, sagte die Schwester. Sie hielt einen Schlüssel hoch. »Wir wollen die Sachen von meiner Schwester holen. Florence.«

»Ja«, sagte ich.

Sie öffneten Florences Tür und gingen in das Zimmer. Nach einer Weile folgte ich ihnen. »Ist Florence wohllauf?« fragte ich. Die Schwester, die gerade eine Schublade ausgeräumt hatte, stand heftig atmend auf. Sie fand offenbar Geschmack an dieser dummen Frage.

»Nein, daß sie wohllauf ist, kann ich nicht gerade sagen«, sagte sie. »Nicht *wohlauf*. Wie kann sie *wohlauf* sein?«

Die andere Frau tat so, als hörte sie nichts, und faltete weiter Babysachen zusammen. Es war viel mehr in dem Zimmer, als sie in zwei Koffern hätten forttragen können.

»Ich hab's nicht so gemeint«, sagte ich; »aber lassen Sie's gut sein. Was ich Sie fragen wollte: Würden Sie Florence wohl etwas von mir bringen?«

»Ja, kann ich machen, wenn's nicht groß ist.«

Ich schrieb einen Scheck aus.

»Sagen Sie Florence, daß es mir leid tut. Sagen Sie ihr, daß ich gar nicht sagen kann, wie leid es mir tut. Ich denke die ganze Zeit an Bheki.«

»Es tut Ihnen leid.«

»Ja.«

Wieder ein Tag mit klarem Himmel. Vercueil in einem seltsam erregten Zustand. »Heute ist also der Tag?« fragte er. »Ja«, erwiederte ich, gegen seinen unpassenden Eifer mich steif machend; fast hätte ich hinzugefügt: »Aber was geht Sie das an?«

Ja, habe ich gesagt: heute ist der Tag. Doch der Tag ist vergangen, und ich habe nicht ausgeführt, was auszuführen ich versprach. Denn solange die Spur der Worte weitergeht, weißt Du mit Sicherheit, daß ich es nicht ausgeführt habe: ein Gesetz, ein weiteres Gesetz. Der Tod kann in der Tat der letzte

große Feind des Schreibens sein, aber Schreiben ist auch der Feind des Todes. Indem ich also schreibe, den Tod auf Armeslänge mir vom Leibe halte, laß mich Dir sagen, daß ich vorhatte, es auszuführen, anfing, es auszuführen, es nicht ausführte. Laß mich Dir noch mehr sagen. Laß mich Dir sagen, daß ich badete. Laß mich Dir sagen, daß ich mich anzog. Laß mich Dir sagen, daß, als ich meinen Körper herrichtete, ein schwaches Glühen des Stolzes in ihn zurückzukehren begann. Zwischen dem Warten im Bett darauf, daß das Atmen aufhört, und dem Aufbrechen, um sich selbst ein Ende zu machen – was für ein Unterschied!

Ich hatte vor, es auszuführen: Ist das die Wahrheit? Ja. Nein. Jein. Es gibt so ein Wort, wenn es auch erst spät in die Wörterbücher aufgenommen wurde. Jein: Jede Frau weiß, was es bedeutet, da sie damit jeden Mann hinhalten kann. »Werden Sie es tun?« hat Vercueil gefragt, und seine Mann-Augen glänzten dabei. »Jein«, hätte ich antworten sollen.

Ich trug Weiß und Blau: ein hellblaues Kostüm, eine weiße Bluse mit einer Schleife am Hals. Ich machte mein Gesicht sorgfältig zurecht, und mein Haar. Die ganze Zeit, als ich vor dem Spiegel saß, zitterte ich leicht. Ich fühlte überhaupt keinen Schmerz. Der Krebs hatte aufgehört zu nagen.

Funkelnd vor Neugier folgte Vercueil mir in die Küche und schlich herum, während ich frühstückte. Schließlich, gereizt, aufgebracht, fuhr ich ihn an: »Würden Sie mich bitte allein lassen!« Worauf er mich mit einem Ausdruck derart kindischen Verletztseins ansah, daß ich ihn am Ärmel zupfte. »Ich hab's nicht so gemeint«, sagte ich. »Aber setzen Sie sich bitte hin: Sie machen mich nervös, wo ich doch Ruhe brauche. Ich bin so hin und her gerissen! Einmal denke ich: Los, mach Schluß mit diesem unwürdigen Leben. Und im nächsten Moment denke ich: Warum soll ich die Schuld tragen? Warum wird von mir erwartet, daß ich mich über meine Zeit erhebe?

Ist es mein Werk, daß meine Zeit so schändlich gewesen ist? Warum soll es mir überlassen sein, alt und krank und leidend wie ich bin, ohne Hilfe aus diesem Abgrund der Schande zu steigen?

Ich möchte wüten gegen die Männer, die diese Zeit geschaffen haben. Ich möchte sie anklagen, mein Leben verdorben zu haben, so wie eine Ratte oder eine Küchenschabe Nahrung verdirbt, ohne auch nur davon zu fressen, einfach dadurch, daß sie darübergeht und daran schnuppert und ihre körperlichen Funktionen darauf verrichtet. Es ist kindisch, ich weiß, mit den Fingern zu zeigen und andere zu beschuldigen. Aber warum soll ich akzeptieren, daß mein Leben auch unter jeder anderen Macht in diesem Land unwürdig gewesen wäre. Macht ist eben Macht. Sie dringt ein. Das ist ihre Natur. Sie dringt ein in dein Leben.

Sie wollen wissen, was vorgeht in mir, und ich versuche, es Ihnen zu sagen. Ich will mich verkaufen, mich freikaufen, bin aber so durcheinander, daß ich nicht weiß, wie ich das anstellen soll. Das ist, wenn Sie so wollen, die Verrücktheit, die in mich eingedrungen ist. Das braucht Sie nicht zu wundern. Sie kennen dieses Land. Hier liegt Wahnsinn in der Luft.«

Während dieser ganzen Rede hatte Vercueil denselben angespannten, zurückhaltenden, schmaläugigen Gesichtsausdruck gehabt. Jetzt sagte er etwas Seltsames: »Möchten Sie, daß wir eine Ausfahrt machen?«

»Wir können keine Ausfahrt machen, Mr. Vercueil. Aus tausend Gründen nicht.«

»Wir können uns ein paar Sehenswürdigkeiten anschauen und so gegen zwölf wieder zurück sein.«

»In einem Wagen mit einem Loch in der Windschutzscheibe können wir uns keine Sehenswürdigkeiten anschauen. Das ist lächerlich.«

»Ich nehme die Windschutzscheibe raus. Es ist bloß Glas, Sie brauchen es nicht.«

Warum gab ich nach? Was mich am Ende vielleicht gewann, war die neue Aufmerksamkeit, die er mir schenkte. Er war wie ein Junge in einem Zustand der Erregung, sexueller Erregung, und ich war sein Objekt. Ich war geschmeichelt; anflugsweise, trotz allem, sogar amüsiert. Dunkel mag ich etwas Unappetitliches dabei empfunden haben, wie bei der Erregung eines Hundes, der nach Aas gräbt, das nicht tief genug verscharrt ist. Ich war aber nicht in der Lage, Linien zu ziehen. Was wollte ich schließlich? Ich wollte einen Ausschluß: ausgeschlossen sein vom Denken, vom Schmerz, vom Zweifel, vom Begreifen, bis der Mittag käme. Bis auf dem Signal Hill die Mittagskanone wummern würde und ich, mit einer Flasche Benzin auf dem Sitz neben mir, entweder an der Kette vorbei und die Avenue hinunterföhre oder nicht hinunterföhre. Aber nicht denken bis dahin; die Vögel singen hören, die Luft auf meiner Haut fühlen, den Himmel sehen. Leben.

Ich ergab mich also. Vercueil wickelte ein Handtuch um seine Hand und brach noch mehr Glas heraus, bis das Loch so groß war, daß ein Kind hätte hindurchklettern können. Ich gab ihm die Schlüssel. Ein Schubser, und weg waren wir.

Wie Liebende, die die Schauplätze ihrer ersten Erklärungen wieder aufsuchen, nahmen wir die Straße oberhalb von Muizenberg an der Küste entlang. (Liebende! Was hatte ich Vercueil je erklärt? Daß er aufhören solle zu trinken. Was hatte er mir erklärt? Nichts: vielleicht nicht einmal seinen wahren Namen.) Wir parkten an derselben Stelle wie vorher schon einmal. Jetzt: Weide dich ein letztes Mal an dieser Aussicht, sagte ich mir, die Fingernägel in meine Handflächen grabend und hinausschauend über False Bay, die Bucht der falschen Hoffnungen, und südwärts über die rauen, winterlichen Gewässer des am wenigsten beachteten der Ozeane.

»Wenn wir ein Boot hätten, könnten Sie mich hinausbringen auf die See«, murmelte ich.

Südwärts: Vercueil und ich allein, unter Segeln, bis wir die Breiten erreichten, wo die Albatrosse fliegen. Wo er mich an ein Faß oder eine Planke binden könnte, egal an was, und mich auf den Wellen hüpfend unter den großen weißen Schwingen zurücklassen könnte.

Vercueil wendete zurück auf die Straße. Irrte ich mich, oder knatterte der Motor in seinen Händen unbeschwerter als in meinen?

»Tut mir leid, wenn Sie nicht schlau aus mir werden«, sagte ich. »Ich versuche nach besten Kräften, die Richtung nicht zu verlieren. Ich versuche, ein Gefühl der Dringlichkeit aufrechtzuerhalten. Ein Gefühl der Dringlichkeit ist es, was mich mehr und mehr verläßt. Wenn ich hier inmitten all dieser Schönheit sitze oder auch zu Hause, wenn ich zwischen meinen eigenen Dingen sitze, fällt es mir schwer zu glauben, daß es überall um mich herum eine Zone des Tötens und der Erniedrigung gibt. Es kommt mir vor wie ein böser Traum. Etwas in mir drückt und schubst mich dauernd. Ich versuche, keine Notiz davon zu nehmen, aber es läßt nicht locker. Ich gebe einen Zoll nach; es drückt stärker. Mit Erleichterung gebe ich auf, und das Leben ist plötzlich wieder gewöhnlich. Mit Erleichterung gebe ich mich dem Gewöhnlichen zurück. Ich suhle mich darin. Ich verliere mein Schamgefühl, werde schamlos wie ein Kind. Das Beschämende dieser Schamlosigkeit: das ist es, was ich nicht vergessen kann, was ich danach nicht ertragen kann. Deswegen muß ich mich zusammennehmen, ich darf nicht vom Weg abkommen. Sonst bin ich verloren. Verstehn Sie?«

Vercueil hing über dem Lenkrad wie jemand, der schlecht sieht. Er, der Habichtäugige. Spielte es eine Rolle, ob er verstand?

»Es ist wie den Alkohol aufgeben wollen«, beharrte ich. »Man versucht und versucht es immer wieder, aber im Innersten weiß man von Anfang an, daß man rückfällig werden wird. Es liegt eine Scham in diesem privaten Wissen, eine Scham so warm, so vertraut, so tröstlich, daß mit ihr noch mehr Scham hereinflutet. Es scheint keine Grenze zu geben für das Ausmaß an Scham, das ein menschliches Wesen empfinden kann.

Aber wie schwer ist es, sich zu töten! Man klammert sich so fest an das Leben! Mir scheint, daß im letzten Moment etwas anderes als der Wille ins Spiel kommen muß, etwas Fremdes, etwas Gedankenloses, um einen über den Rand zu fegen. Man muß ein anderer werden, als man selber ist. Aber wer ist dieser andere? Wer ist es, der darauf wartet, daß ich in seinen Schatten trete? Wo finde ich ihn?«

Auf meiner Uhr war es 10:20. »Wir müssen zurück«, sagte ich.

Vercueil verlangsamte das Tempo. »Wenn es das ist, was Sie wollen, bring ich Sie zurück«, sagte er. »Oder wir können weiterfahren, wenn Sie möchten. Wir können um die ganze Halbinsel fahren. Es ist ein schöner Tag.«

Ich hätte antworten sollen: Nein, bringen Sie mich sofort zurück. Aber ich zögerte, und in diesem Moment des Zögerns erstarben die Worte in mir.

»Halten Sie hier«, sagte ich.

Vercueil fuhr von der Straße und parkte.

»Ich muß Sie um einen Gefallen bitten«, sagte ich. »Bitte machen Sie sich nicht lustig über mich.«

»Ist das der Gefallen?«

»Ja. Jetzt und in Zukunft.«

Er zuckte mit den Achseln.

Auf der anderen Seite der Straße saß ein Mann in abgerissener Kleidung neben einer Pyramide Brennholz zum Verkauf. Er betrachtete uns prüfend, sah weg.

Zeit verging.

»Ich habe Ihnen einmal eine Geschichte über meine Mutter erzählt«, sagte ich und bemühte mich, leiser zu sprechen. »Wie sie als kleines Mädchen im Dunkeln lag und nicht wußte, was über ihr hinwegrollte, die Räder des Planwagens oder die Sterne.

Ich habe mein ganzes Leben an dieser Geschichte festgehalten. Wenn jeder von uns eine Geschichte hat, mit der wir uns erzählen, wer wir sind und woher wir kommen, dann ist das meine Geschichte. Das ist die Geschichte, die ich wählte oder die mich gewählt hat. Von dort komm ich her, und dort beginne ich.

Sie fragen, ob ich weiterfahren will. Wenn das praktisch möglich wäre, würde ich vorschlagen, daß wir zum östlichen Kap fahren, zu den Outeniqua Bergen, zu jenem Rastplatz oben am Prince Alfred's Paß. Ich würde sogar sagen, wir brauchen keine Karten, wir fahren nordwärts und ostwärts nach der Sonne, ich werde die Stelle wiedererkennen, wenn wir zu ihr kommen: den Rastplatz, den Aufbruchsplatz, den Ort des Nabels, den Ort, wo ich mit der Welt in Verbindung trete. Dort setzen Sie mich ab, oben auf dem Paß, und fahren weg, und ich bleibe da und warte auf die Nacht und die Sterne und auf den geisterhaften Wagen, der über mir hinwegrollen soll.

Aber die Wahrheit ist, daß ich die Stelle, mit oder ohne Karten, nicht mehr finden kann. Warum? Weil ein bestimmter Wunsch von mir gegangen ist. Vor einem Jahr oder einem Monat wäre es noch anders gewesen. Ein Wunsch, vielleicht der tiefste Wunsch, zu dem ich fähig bin, wäre von mir zu diesem einen Flecken auf der Erde geströmt und hätte mich

geleitet. *Dies ist meine Mutter*, hätte ich gesagt und mich dort hingekniet: *dies ist es, was mir Leben schenkt*. Heiliger Boden, nicht wie ein Grab, sondern wie ein Ort der Wiederauferstehung heilig ist: ewiger Wiederauferstehung aus der Erde.

Jetzt ist dieser Wunsch, den ich auch Liebe nennen könnte, von mir gegangen. Ich liebe dieses Land nicht mehr. So einfach ist das. Ich bin wie ein Mann, der kastriert worden ist. Kastriert in seiner Reife. Ich versuche mir vorzustellen, wie das Leben für einen Mann ist, dem das angetan wurde. Ich stelle mir vor, wie er Dinge sieht, die er früher geliebt hat, von denen er aus der Erinnerung weiß, daß er sie noch lieben sollte, aber er ist nicht mehr fähig, überhaupt noch Liebe aufzubringen. Liebe: was war das? sagt er zu sich und tastet in der Erinnerung nach dem alten Gefühl. Aber über allem liegt jetzt Fadheit, eine Stille, eine Flaute. Etwas, das ich einmal hatte, ist verraten worden, denkt er und konzentriert sich, um diesen Verrat in all seiner Schärfe zu fühlen. Aber da ist keine Schärfe. Schärfe ist das, was von allem gegangen ist. Statt dessen fühlt er einen Zug, leicht, aber beständig, zum Stumpfsinn, zur Gleichgültigkeit. *Gleichgültig*, sagt er zu sich und spricht das zischende Wort aus und prüft, ob es scharf ist. Aber auch hier haben sich Verschwommenheit, Abstumpfung breitgemacht. Alles tritt zurück, denkt er; in einer Woche, einem Monat werde ich alles vergessen haben, ich werde unter den Lotusessern weilen, abgesondert, mich treiben lassend. Ein letztes Mal versucht er, den Schmerz des Abgesondertseins zu fühlen, aber alles, was zu ihm kommt, ist eine flüchtige Traurigkeit.

Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich mache, Mr. Vercueil. Ich spreche über Entschluß, über den Versuch, an meinem Entschluß festzuhalten; und über mein Versagen. Ich gestehe, ich ertrinke. Ich sitze hier neben Ihnen und ertrinke.«

Vercueil saß schlaksig an die Tür gelehnt. Der Hund winselte leise. Mit den Pfoten auf dem Vordersitz stehend, spähte er nach vorn, begierig, wieder voranzukommen. Eine Minute verging.

Dann zog Vercueil aus seiner Jackentasche eine Schachtel Streichhölzer und hielt sie mir hin. »Tun Sie's jetzt«, sagte er.

»Was?«

»Es.«

»Wollen Sie das wirklich?«

»Tun Sie's jetzt. Ich steig aus dem Wagen. Tun Sie's, hier, jetzt.«

In einem seiner Mundwinkel tanzte ein Kügelchen Speichel auf und ab. Laß ihn verrückt sein, dachte ich. Laß es möglich sein, dies über ihn zu sagen: daß er grausam ist, verrückt, ein verrückter Hund.

Er hielt mir, sie schüttelnd, die Streichholzschachtel hin. »Machen Sie sich Sorgen wegen ihm?« Er deutete auf den Mann mit dem Brennholz. »Der wird sich nicht einmischen.«

»Nicht hier«, sagte ich.

»Wir können zum Chapman's Peak fahren. Sie können über die Kante fahren, wenn es das ist, was Sie wollen.«

Es war wie in einem Auto mit einem Mann in der Falle zu sitzen, der versucht, einen zu verführen, und grob wird, wenn man nicht nachgibt. Es war wie Zurückversetztwerden in die schlimmste Jungmädchenzeit.

»Können wir nach Hause fahren?« sagte ich.

»Ich dachte, Sie wollten es tun.«

»Sie verstehn nicht.«

»Ich dachte, Sie wollten einen Schubs auf den Weg. Ich gebe Ihnen einen Schubs.«

Vor dem Hotel in Hout Bay hielt er wieder an. »Haben Sie etwas Geld für mich?« sagte er.

Ich gab ihm einen Zehnrandschein.

Er ging zu dem Straßenausschank und kam mit einer Flasche in einer braunen Papiertüte zurück. »Nehmen Sie einen Schluck«, sagte er und schraubte den Verschluß ab.

»Nein, danke, ich mag keinen Brandy.«

»Das ist kein Brandy, das ist Medizin.«

Ich nahm einen kleinen Schluck und behielt ihn im Mund. Mein Zahnfleisch und mein Gaumen brannten, wurden dann taub. Ich schluckte und schloß die Augen. Etwas in mir begann sich zu heben: ein Vorhang, eine Wolke. Das also ist es? dachte ich. Ist das alles? Zeigt Vercueil mir so den Weg?

Er wendete den Wagen, fuhr den Berg wieder hinauf und parkte auf einem Rastplatz hoch über der Bucht. Er trank und bot mir die Flasche an. Vorsichtig trank ich. Der Grauschleier, der über allem gelegen hatte, lichtete sich zusehends. Skeptisch, mich wundernd, dachte ich: Ist es wirklich so einfach – es geht überhaupt nicht um Leben und Tod?

»Lassen Sie mich Ihnen dies noch sagen«, sagte ich: »Was mich so weit gebracht hat, war nicht mein eigener Zustand, meine Krankheit, sondern etwas ganz anderes.«

Der Hund beklagte sich leise. Vercueil streckte eine schlaffe Hand hin; der Hund beleckte seine Finger.

»Florences Junge ist Dienstag erschossen worden.«

Er nickte.

»Ich habe die Leiche gesehn«, fuhr ich fort, nahm noch einen Schluck und dachte: Soll ich jetzt geschwätzig werden? Der Herr sei davor! Und werde ich geschwätzig, wird Vercueil danach auch geschwätzig werden? Er und ich, unter dem Einfluß, zusammen geschwätzig in dem kleinen Wagen?

»Ich war erschüttert«, sagte ich, »ich will nicht sagen *erschlagen*, auf das Wort habe ich kein Recht, es gehört seinen eigenen Leuten. Aber ich bin immer noch – was? – aufgewühlt. Es hat etwas zu tun mit seiner Leblosigkeit, seinem toten Gewicht. Es ist, als ob er im Tod sehr schwer

geworden wäre, wie Blei oder wie dieser dichte, luftlose Schlamm, den man am Grund von Staubecken hat. Als ob er im Akt des Sterbens einen letzten Seufzer von sich gegeben und all seine Leichtigkeit aus ihm gewichen wäre. Jetzt liegt er mit diesem ganzen Gewicht auf mir. Nicht drückend, bloß liegend.

Es war dasselbe, als dieser Freund von ihm auf der Straße blutete. Da war dieselbe Schwere. Schweres Blut. Ich wollte es daran hindern, in die Gosse zu fließen. So viel Blut! Wenn ich alles aufgefangen hätte, so hätte ich den Eimer nicht anheben können. So als wollte man einen Eimer Blei anheben.

Ich hatte vorher noch keine schwarzen Menschen im Tode gesehen, Mr. Vercueil. Sie sterben die ganze Zeit, ich weiß, aber immer woanders. Die Menschen, die ich sterben sah, sind weiß gewesen und sind im Bett gestorben, und da sind sie eher trocken und leicht geworden, eher papieren, eher luftig. Sie haben gut gebrannt, da bin ich sicher, und danach war nur ein Minimum an Asche zusammenzukehren. Wollen Sie wissen, warum ich mich entschloß, mich zu verbrennen? Weil ich dachte, ich würde gut brennen.

Wohingegen diese Menschen nicht brennen werden, Bheki und die andern Toten. Es wäre, als wollte man Figuren aus Roheisen oder Blei verbrennen. Sie könnten die Schärfe ihrer Kontur verlieren, doch wenn die Flammen zusammengesunken wären, würden sie noch immer dasein, schwer wie immer. Man lasse sie lange genug liegen, und sie sinken vielleicht, Millimeter um Millimeter, bis die Erde sich über ihnen schließt. Aber dann würden sie nicht weitersinken. Sie würden dort bleiben, dicht unter der Oberfläche hüpfend wie unter Wellen. Wenn man auch nur mit dem Fuß darüber schlurfte, würde man sie aufdecken: die Gesichter, die toten Augen, offen, voller Sand.«

»Trinken Sie«, sagte Vercueil, die Flasche mir hinhaltend. Sein Gesicht veränderte sich, die Lippen wurden voller, übersättigt, naß, die Augen unklar. Wie bei der Frau, die er mitgebracht hatte. Ich nahm die Flasche und wischte sie an meinem Ärmel ab.

»Sie müssen verstehn, es ist nicht bloß eine persönliche Sache, dieses Aufgewühltein, von dem ich Ihnen erzähle«, machte ich weiter. »Eigentlich ist es überhaupt nichts Persönliches. Ich habe Bheki wohl sehr gern gehabt, als er noch ein Kind war, aber wie er dann geworden ist, hat mich gar nicht gefreut. Ich hatte mir etwas anderes erhofft. Er und seine Kameraden sagen, sie hätten die Kindheit hinter sich.

Nun ja, sie haben vielleicht aufgehört, Kinder zu sein, aber was sind sie geworden? Finstere kleine Puritaner, die das Lachen verachten, das Spielen verachten.

Warum sollte ich also um ihn trauern? Die Antwort ist, ich sah sein Gesicht. Als er starb, war er wieder ein Kind. Die Maske muß vor lauter kindlichem Überraschtsein gefallen sein, als ihm in jenem letzten Moment aufging, daß das Steinewerfen und Schießen schließlich doch kein Spiel war; daß der Riese, der da mit einer Pranke voll Sand auf ihn zugeschoben kam, um ihm den Mund zu stopfen, mit Sprechchören oder Schlagworten nicht abgewendet werden würde; daß am Ende des langen Durchgangs, wo er verstummte und erstickte und nicht mehr atmen konnte, kein Licht war.

Jetzt ist dieses Kind begraben, und wir gehen auf ihm. Lassen Sie mich Ihnen sagen, wenn ich auf diesem Land gehe, diesem Südafrika, habe ich zunehmend das Gefühl, auf schwarzen Gesichtern zu gehen. Sie sind tot, aber ihr Geist hat sie nicht verlassen. Schwer und halsstarrig liegen sie da und warten darauf, daß meine Füße vorbeikommen, warten darauf, daß ich gehe, warten darauf, wieder auferweckt zu werden. Millionen

von Figuren aus Roheisen, die unter der Haut der Erde dahintreiben. Die Eisenzeit, ihrer Wiederkehr harrend.

Sie denken, ich bin durcheinandergebracht, werde aber darüber hinwegkommen. Billige Tränen, denken Sie, sentimentale Tränen, bald versiegt. Ja, es ist war, ich bin schon öfter durcheinandergebracht gewesen, ich habe mir eingebildet, Schlimmeres könne es nicht geben, und dann ist das Schlimmere doch eingetroffen, wie es das unfehlbar tut, und ich bin darüber hinweggekommen, oder es schien wenigstens so. Aber da liegt die Schwierigkeit! Um nicht vor Scham gelähmt zu sein, um weiterzuleben, blieb mir gar nichts anderes übrig, als über das Schlimmere hinwegzukommen. Worüber ich nun aber nicht mehr hinwegkommen kann, das ist dieses *Darüberhinwegkommen*. Wenn ich diesmal darüber hinwegkomme, werde ich nie mehr die Chance haben, *nicht* darüber hinwegzukommen. Meiner eigenen Wiederauferstehung zuliebe kann ich diesmal nicht darüber hinwegkommen.«

Vercueil hielt mir die Flasche hin. Ganze vier Zoll waren weg. Ich drückte seine Hand beiseite. »Ich will nichts mehr trinken«, sagte ich.

»Na los«, sagte er, »betrinken Sie sich zur Abwechslung mal.«

»Nein!« rief ich aus. Ein nicht mehr ganz nüchterner Zorn gegen seine Roheit, seine Gleichgültigkeit flammte in mir auf. Was mache ich hier? In dem erschöpften Wagen müssen wir zwei ungefähr ausgesehen haben wie verspätete Flüchtlinge aus dem *platteland* der Weltwirtschaftskrise. Alles, was uns noch fehlte, war eine Kokosfasermatratze und ein Hühnerverschlag, auf dem Dach festgezurrt. Ich riß ihm die Flasche aus der Hand, doch während ich noch das Fenster herunterdrehte, um sie hinauszuwerfen, rang er sie mir wieder ab.

»Steigen Sie aus meinem Wagen!« fuhr ich ihn an.

Er zog den Schlüssel aus dem Zündschloß und stieg aus. Vor meinen Augen warf er den Schlüssel in die Büsche, drehte sich um und stolzierte, die Flasche in der Hand, nach Hout Bay hinunter.

Wutentbrannt wartete ich, aber er drehte sich nicht um.

Minuten vergingen. Ein Wagen kam von der Straße herunter und hielt neben mir. Musik dröhnte von ihm her, laut und metallisch. In diesem Getöse saß ein Paar und blickte hinaus auf die See. Südafrika, wie es sich erholt. Ich stieg aus und klopfe an ihr Fenster. Der Mann wendete mir gelangweilt seinen Blick zu, kauend. »Können Sie die Musik leiser machen?« sagte ich. Er fummelte an etwas herum oder tat nur so, aber die Lautstärke änderte sich nicht. Ich klopfe noch einmal. Durch das Glas machte sein Mund Sprechbewegungen, dann wendete er den Wagen in einer Staubwolke und parkte auf der anderen Seite des Rastplatzes.

Ich suchte in den Büschen, wo Vercueil den Schlüssel hingeworfen hatte, erfolglos.

Als der andere Wagen endlich wegfuhr, wandte die Frau den Kopf und warf mir einen finsternen Blick zu. Ihr Gesicht nicht unattraktiv, doch häßlich: verschlossen, verkniffen, so als fürchtete sie, Licht, Luft, das Leben selbst würden sich zusammentun und sie schlagen. Nicht ein Gesicht, sondern ein Ausdruck, doch ein schon so lange beibehaltener Ausdruck, daß er der ihre geworden war, sie selbst geworden war. Eine Verdickung der Membrane zwischen der Welt und dem inneren Selbst, eine Verdickung, die Dicke geworden war. Evolution, aber Evolution rückwärts. Fische aus den urzeitlichen Tiefen (ich bin sicher, Du weißt das) entwickelten Hautstellen, die empfindlich waren für die Befingerungen des Lichtes. Mit der Zeit wurden aus diesen Stellen Augen. Heute, in Südafrika, sehe ich Augen sich wieder verdüstern, Schuppen

verdicken sich auf ihnen, da die Landerforscher, die Siedler sich bereitmachen, in den Abgrund zurückzukehren.

Hätte ich kommen sollen, als Du mich einludest? In meinen schwächeren Momenten hat mich oft danach verlangt, mich Deiner Güte hinzuwerfen. Wie froh ich bin, daß ich, uns beiden zuliebe, ausgehalten habe! Du brauchst keinen Albatros aus der alten Welt um Deinen Hals; und was mich betrifft, würde ich Südafrika, indem ich zu Dir renne, wirklich entkommen? Wie kann ich wissen, ob die Schuppen sich nicht bereits über meinen Augen verdicken? Diese Frau in dem Wagen: vielleicht hat sie, als sie wegfuhrten, zu ihrem Gefährten gesagt: »Was für eine saure Alte! Was für ein verschlossenes Gesicht!«

Und dann, welche Ehre liegt darin, sich in diesen Zeiten davonzuschleichen, wo das wurmstichige Schiff doch eindeutig am Sinken ist, in Gesellschaft von Tennisspielern und schlitzohrigen Maklern und Generälen mit Diamanten in den Hosentaschen, die abreisen, um sich in den ruhigeren Provinzen der Welt ihre Schlupfwinkel einzurichten? General G. Minister M. auf ihren Pachtgütern, unter südlichem Himmel Beefsteaks über Holzkohle grillend, Bier mit ihren Kumpanen trinkend, Lieder aus der alten Heimat singend, ihrem Verscheiden im Schlaf in einem grandios hohen Alter entgegensehend, mit Enkeln am Fußende des Bettes und Tagelöhner mit dem Hut in der Hand: Die Afrikaners von Paraguay und die Afrikaners von Patagonien in unheimlicher Diaspora zusammenfindend: rotgesichtige Männer mit dicken Bäuchen und fetten Weibern und Gewehrsammlungen an den Wohnzimmerwänden und Sicherheitsschließfächern in Rosario, wechselseitig Sonntagnachmittagsbesuche einander abstattend mit den Söhnen und Töchtern von Barbie, Eichmann: Schlägertypen, Gangster, Folterer, Killer – was für eine Gesellschaft!

Außerdem bin ich zu müde. Über die Maßen müde, müde wie eine Panzerung gegen die Zeiten, ich möchte die Augen schließen und schlafen. Was ist der Tod schließlich anderes als ein Aufstieg in die äußersten Bereiche der Müdigkeit?

Ich erinnere mich an Deinen letzten Anruf. »Wie fühlst du dich?« fragtest Du. »Müde, sonst aber gut«, hatte ich geantwortet. »Ich gehe die Dinge langsam an. Florence, wie immer, ist ein starker Stützpfeiler, und ich habe einen neuen Mann, der im Garten hilft.«

»Da bin ich aber froh«, sagtest Du mit Deiner munteren amerikanischen Stimme – »du mußt dich oft ausruhn und dich darauf konzentrieren, wieder zu Kräften zu kommen.«

Mutter und Tochter am Telefon. Dort Mittag, hier Abend. Dort Sommer, hier Winter. Doch die Verbindung ist so deutlich, als wärest Du nebenan. Unsere Worte auseinandergenommen, durch die Sphären geschleudert, wieder zusammengesetzt, heil und ganz, makellos. Nicht mehr das alte Unterseekabel, das Dich mit mir verbindet, sondern eine effiziente, abstrakte Schaltung über das Firmament: die Idee von Dir, zusammengeschaltet mit der Idee von mir; nicht Worte, nicht lebendiger Atem, der zwischen uns hin und her geht, sondern es sind die Ideen von Worten, die Idee des Atems, codiert, übermittelt, decodiert. Zum Schluß sagtest Du, »Gute Nacht, Mutter«, und ich, »Mach's gut, mein Liebes, danke für den Anruf«, wobei ich in das Wort *Liebes* das ganze Gewicht meiner Liebe legte (wie zügellos!) und betete, daß die Spur dieser Liebe die kalten Bahnen des Raumes überlebe und bei Dir ankomme.

Am Telefon, Liebe, aber nicht Wahrheit. In diesem Brief auf anderem Weg (ein so langer Brief!) Wahrheit und Liebe endlich zusammen. In jedem *Du*, das ich hinschreibe, flackert und zittert Liebe wie Elmsfeuer; Du bist bei mir, nicht wie Du heute in Amerika bist, nicht wie Du warst, als Du weggingst,

sondern wie Du in einer tieferen und unveränderlicheren Form bist: als die Geliebte, als das, was nicht stirbt. Es ist die Seele von Dir, die ich anspreche, so wie es die Seele von mir ist, die bei Dir bleiben wird, wenn dieser Brief aus ist. Wie eine aus ihrer Hülle hervorbrechende Motte, die ihre Flügel spreizt: das ist es, was Du, wie ich hoffe, flüchtig zu sehen bekommst beim Lesen: meine Seele, die sich bereitmacht für weiteren Flug. Eine weiße Motte, ein Geisthauch, der dem Mund der Gestalt auf dem Totenbett entsteigt. Dieses Kämpfen mit der Krankheit, der Trübsinn und Selbststekel dieser Tage, die Unschlüssigkeit, auch das Abschweifen (es gibt nicht mehr viel zu sagen über die Hout-Bay-Episode – Vercueil kam betrunken und übellaunig zurück, fand den Schlüssel, fuhr mich nach Hause, und das war's; vielleicht, wüßte man die Wahrheit, hat sein Hund ihn zurückgeführt) – all das Teil der Metamorphose, Teil meines Abschütteins der sterbenden Hülle.

Und danach, nach dem Sterben? Keine Angst, ich werde Dich nicht heimsuchen. Es wird nicht nötig sein, die Fenster zu verschließen und den Schornstein dichtzumachen, damit die weiße Motte nicht in der Nacht hereinflattert und sich auf Deiner Stirn oder der Stirn eines der Kinder niederlässt. Die Motte ist einfach das, was ganz sacht Deine Wange streifen wird, wenn Du die letzte Seite dieses Briefes hinlegst, bevor es zu seiner nächsten Reise davonflattert. Es ist nicht meine Seele, die bei Dir bleibt, sondern der Geist meiner Seele, der Atem, der Lufthauch um diese Worte, eine ganz schwache Turbulenz, in die Luft gezogen durch die geisterhafte Fährte meiner Feder auf dem Papier, das Deine Finger jetzt halten.

Mich loslassen, Dich loslassen, ein Haus loslassen, in dem noch Erinnerungen lebendig sind: eine schwere Aufgabe, aber ich lerne. Auch die Musik. Aber die Musik werde ich mitnehmen, wenigstens die, denn sie ist verwoben mit meiner

Seele. Die Ariosi aus der Matthäus-Passion, tausendmal verwoben und verknüpft, so daß niemand, nichts sie wieder lösen kann.

Wenn Vercueil diese Seiten nicht abschickt, wirst Du sie nie lesen. Du wirst nicht einmal wissen, daß sie existierten. Ein bestimmtes Stück Wahrheit wird nie Gestalt annehmen: meine Wahrheit: wie ich lebte in diesen Zeiten, an diesem Ort.

Worauf setze ich also, wenn ich um Vercueil wette, auf ihn setze?

Es ist eine Wette auf Vertrauen. So wenig verlangt, ein Päckchen zum Postamt zu bringen und am Schalter abzugeben. So wenig, daß es fast nichts ist. Zwischen dem Hinbringen des Päckchens und dem Nichthinbringen wiegt der Unterschied nicht mehr als eine Feder. Wenn nach meinem Weggang noch ein Hauch von Vertrauen, Gefälligkeit, Achtung übrigbleibt, wird er es bestimmt hinbringen.

Und wenn nicht?

Wenn nicht, dann gibt es kein Vertrauen, und wir verdienen es nicht besser, wir alle, als in ein Loch zu fallen und zu verschwinden.

Weil ich Vercueil nicht vertrauen kann, muß ich ihm vertrauen.

In ungastlichen Zeiten für die Seele versuche ich, eine Seele am Leben zu erhalten.

Leicht, den Verwaisten, den Bedürftigen, den Hungernden Almosen zu geben. Schwerer, den Verbitterten (ich denke an Florence) Almosen zu geben. Aber am schwersten fallen mir die Almosen, die ich Vercueil gebe. Was ich gebe, vergibt er mir nicht, gegeben zu haben. Keine Barmherzigkeit in ihm, keine Vergebung. (*Barmherzigkeit?* sagte Verceuil. *Vergebung?*) Ohne seine Vergebung gebe ich ohne Barmherzigkeit, diene ich ohne Liebe. Regen, der auf unfruchtbaren Boden fällt.

In jüngeren Jahren hätte ich mich ihm vielleicht körperlich hingegeben. Das sind so Sachen, die man macht, die man machte, wie irrtümlich auch immer. Jetzt lege ich statt dessen mein Leben in seine Hände. Dies ist mein Leben, diese Worte, diese Spuren von Bewegungen kritzender Finger über das Papier. Diese Worte gehen, wenn Du sie liest, falls Du sie liest, in Dich ein und holen wieder Luft. Sie sind, wenn Du so willst, meine Art des Fortlebens. Einst lebstest Du in mir, wie einst ich in meiner Mutter lebte; so wie sie noch in mir lebt, wie ich zu Dir hinwachse, möge ich in Dir leben.

Ich gebe Vercueil mein Leben, damit er es überbringe. Ich vertraue Vercueil, weil ich Vercueil nicht vertraue. Ich liebe ihn, weil ich ihn nicht liebe. Weil er das schwache Schilfrohr ist, stütze ich mich auf ihn.

Es mag so aussehen, als verstünde ich, was ich sage, aber glaube mir, ich verstehe es nicht. Von Anfang an, als ich ihn in seinem Pappkartonhaus hinter der Garage fand, schlafend, wartend, habe ich nichts verstanden. Ich ertaste meinen Weg durch eine Gasse, in der es fortwährend dunkler wird. Ich ertaste meinen Weg zu Dir; mit jedem Wort ertaste ich meinen Weg.

Vor Tagen habe ich mir eine Erkältung geholt, die mir jetzt auf die Brust geschlagen ist, so daß ein trockener, hämmernder Husten mich minutenlang schüttelt und mich dann keuchend und erschöpft zurückläßt.

Solange die Bürde eine Bürde des Schmerzes allein ist, ertrage ich ihn, indem ich ihn auf Distanz halte. Nicht ich bin es, der Schmerzen hat, sage ich mir: derjenige, der Schmerzen hat, ist ein anderer, ein anderer, der dieses Bett mit mir teilt. Durch einen Trick also halte ich ihn ab, halte ich ihn woanders. Und wenn der Trick nicht funktioniert, wenn der Schmerz darauf besteht, mich zu besitzen, ertrage ich ihn trotzdem.

(Ich zweifele nicht, daß meine Tricks, wenn die Wellen ansteigen, fortgeschwemmt werden wie die Deiche von Zeeland.)

Aber jetzt, während dieser Hustenanfälle, kann ich zu mir selber keine Distanz halten. Es gibt keinen Geist, es gibt keinen Körper, es gibt nur mich, ein sich herumwerfendes Geschöpf, nach Luft schnappend, ertrinkend. Terror, und die Schmach des Terrors! Noch ein Tal, durch das ich hindurch muß auf dem Weg zum Tod. *Warum mir dies?* denke ich am Höhepunkt des Anfalls: *Ist das fair?* Die Schmach der Naivität. Nicht einmal ein Hund, der mit gebrochenem Rücken am Straßenrand sein Leben aushaucht, würde denken: *Aber ist das fair?*

Zu leben, sagte Marcus Aurelius, erfordert die Kunst des Ringers, nicht des Tänzers. Auf den Beinen zu bleiben, ist alles; zierliche Schritte sind nicht nötig.

Gestern, die Speisekammer war leer, mußte ich einkaufen gehen. Mit meinen Taschen mich heimschleppend, hatte ich einen schlimmen Anfall. Drei Schuljungen blieben stehen, um die alte Frau anzustarren, die an einen Laternenpfahl gestützt dastand, mit ihren Lebensmitteln um ihre Füße verstreut. Zwischen Hustenstößen versuchte ich, sie wegzuwinken. Wie ich ausgesehen habe, kann ich mir nicht vorstellen. Eine Frau in einem Auto hielt an. »Sind Sie in Ordnung?« rief sie. »Ich war einkaufen«, keuchte ich. »Was?« sagte sie, die Brauen runzelnd, angestrengt lauschend. »Nichts!« japste ich. Sie fuhr davon.

Wie häßlich wir davon werden, daß wir unfähig sind, gut von uns zu denken! Sogar die Schönheitsköniginnen sehen gereizt aus. Häßlichkeit: was ist sie anderes als die Seele, die sich durch das Fleisch zeigt?

Dann, letzte Nacht, geschah das Schlimmste. In die Verworrenheit meines pillenrauschigen, unguten Schlummers

drang das Geräusch von Gebell. Weiter und weiter ging es, stetig, unablässig, mechanisch. Warum machte Vercueil dem kein Ende?

Ich traute mich nicht die Treppe hinunter. Im Bademantel und in Hausschuhen ging ich hinaus auf den Balkon. Es war kalt, ein leichter Regen fiel. »Mr. Vercueil!« krächzte ich. »Warum bellt der Hund so? Mr. Vercueil!«

Das Bellen hörte auf, fing wieder an. Vercueil erschien nicht. Ich ging wieder ins Bett und lag da, unfähig zu schlafen, das Bellen wie Hämmern in den Ohren.

Auf diese Weise stürzen alte Frauen und brechen sich die Hüfte, warnte ich mich: so wird die Falle gestellt, und so werden sie gefangen.

Mit beiden Händen am Geländer mich festhaltend, kroch ich nach unten.

Es war jemand in der Küche, und es war nicht Vercueil. Wer es auch war, er versuchte nicht, sich zu verstecken. Mein Gott, dachte ich. Bheki! Es überlief mich kalt.

In dem gespenstischen Licht, das aus dem Kühlschrank fiel, stand er mir gegenüber, die Stirn mit der Schußwunde umwickelt mit einem weißen Verband.

»Was willst du?« flüsterte ich. »Willst du Essen haben?«

Er sprach: »Wo ist Bheki?«

Die Stimme war tiefer, heiserer als die Bhekis. Wer konnte es dann sein? Benebelt suchte ich nach einem Namen.

Er machte die Kühlzentraltür zu. Jetzt standen wir im Dunkeln. »Mr. Vercueil!« krächzte ich. Der Hund bellte ohne Unterlaß. »Die Nachbarn werden kommen«, flüsterte ich.

Als er an mir vorbeiging, streifte er meine Schulter. Zurückzuckend roch ich ihn und wußte, wer es war.

Er erreichte die Tür. Das Bellen wurde wütend.

»Florence ist nicht mehr hier«, sagte ich. Ich machte das Licht an.

Er trug nicht seine eigene Kleidung. Oder vielleicht ist das eine Mode. Die Jacke schien einem ausgewachsenen Mann zu gehören, und die Hose war zu lang. Ein Ärmel der Jacke war leer.

»Wie geht's deinem Arm?« fragte ich.

»Ich darf den Arm nicht bewegen«, sagte er.

»Komm weg von der Tür«, sagte ich.

Ich öffnete die Tür einen Spalt. Der Hund hüpfte aufgeregt. Ich klopfte ihm auf die Nase. »Hör sofort auf!« befahl ich. Er winselte leise. »Wo ist dein Herr?« Er spitzte die Ohren. Ich schloß die Tür.

»Was willst du hier?« fragte ich den Jungen.

»Wo ist Bheki?«

»Bheki ist tot. Er wurde letzte Woche getötet, als du im Krankenhaus lagst. Er wurde erschossen. Er starb sofort. An dem Tag nach der Sache mit dem Fahrrad.«

Er leckte sich über die Lippen. Er wirkte unsicher, schien in einer Klemme zu stecken.

»Willst du was essen?«

Er schüttelte den Kopf. »Geld. Ich habe kein Geld«, sagte er.

»Für den Bus.«

»Ich werde dir Geld geben. Aber wo gedenkst du hinzufahren?«

»Ich muß nach Hause.«

»Tu das nicht, hör auf mich. Ich weiß, wovon ich rede. Ich hab gesehn, was los ist auf den Fiats. Bleib da weg, bis die Dinge sich wieder normalisiert haben.«

»Die Dinge werden sich nie normalisieren – «

»Bitte! Ich kenne das Argument, aber ich habe weder Zeit noch Interesse, mir das nochmal anzuhören. Bleib hier, bis die Dinge ruhiger sind. Bleib, bis es dir bessergeht. Warum bist du weg aus dem Krankenhaus? Bist du entlassen?«

»Ja. Ich bin entlassen.«

»Wessen Sachen hast du da an?«

»Das sind meine Sachen.«

»Das sind nicht deine Sachen. Wo hast du sie her?«

»Es sind meine. Ein Freund hat sie mir gebracht.«

Er log. Er log nicht besser als jeder andere Fünfzehnjährige.

»Setz dich. Ich mach dir was zu essen, dann kannst du ein bißchen schlafen. Warte bis morgen, bevor du die nächsten Schritte unternimmst.«

Ich machte Tee. Er setzte sich, ohne mich im geringsten zu beachten. Es war ihm nicht peinlich, daß ich seine Geschichte nicht glaubte. Was ich glaubte, war unerheblich. Was dachte er über mich? Wandte er überhaupt einen Gedanken an mich? War er ein denkender Mensch? Nein: verglichen mit Bheki war er gedankenlos, dumpf, phantasielos. Aber er lebte, und Bheki war tot. Die Lebhaften werden weggeputzt, die Schwerfälligen überleben. Bheki schneller, als ihm guttat. Vor Bheki habe ich mich nie gefürchtet; bei dem hier bin ich mir nicht so sicher.

Ich setzte ihm ein Sandwich und eine Tasse Tee vor. »Iß, trink«, sagte ich. Er rührte sich nicht. Mit dem Kopf auf dem Arm, nach oben gedrehten Augen schlief er fest. Ich tätschelte ihm die Wange. »Wach auf!« sagte ich. Er fuhr hoch, setzte sich gerade, biß einmal ab und kaute schnell. Dann wurde das Kauen langsamer. Mit vollem Mund saß er in einer Starre der Erschöpfung da. Ich nahm ihm das Sandwich aus der Hand und dachte: Wenn sie in Schwierigkeiten sind, kommen sie zu einer Frau. Zu Florence kommt er. Nur daß da keine Florence ist. Hat er keine eigene Mutter?

In Florences Zimmer wurde er kurz wieder wach. »Das Fahrrad«, murmelte er.

»Das ist in Sicherheit, ich hab es aufbewahrt. Es muß nur repariert werden. Ich werde Mr. Vercueil bitten, sich das mal anzusehn.«

So wird dieses Haus, das einmal mein Zuhause war und Deines, zu einem Zufluchtsort, einem Durchgangsheim.

Mein liebstes Kind, ich befinde mich in einem Nebel des Irrtums. Es ist spät geworden, und ich weiß nicht, wie ich mich retten soll. Soweit ich beichten kann, beichte ich Dir. Was mein Irrtum ist, fragst Du? Wenn ich ihn wie eine Spinne in eine Flasche stecken und Dir zur Untersuchung schicken könnte, würde ich es tun. Aber er ist wie ein Nebel, überall und nirgendwo. Ich kann ihn nicht anfassen, einfangen, benennen. Langsam jedoch und widerstreßend sage ich das erste Wort. Ich liebe dieses Kind nicht, das Kind, das in Florences Bett schläft. Ich liebe Dich, aber diesen Jungen liebe ich nicht. Nichts zieht mich zu ihm, aber auch gar nichts.

Ja, erwiderst Du, er ist nicht liebenswert. Aber hast Du nicht Deinen Teil dazu beigetragen, ihn unliebenswert zu machen?

Das leugne ich nicht. Zugleich aber glaube ich es nicht. Mein Herz akzeptiert ihn nicht als den meinen: so einfach ist das. Ich wünsche von Herzen, daß er geht und mich allein läßt.

Das ist mein erstes Wort, das erste, was ich zu beichten habe. Ich will nicht sterben in dem Zustand, in dem ich jetzt bin, in einem Zustand der Häßlichkeit. Ich will gerettet werden. Wodurch kann ich gerettet werden? Dadurch, daß ich tue, was ich nicht tun will. Das ist der erste Schritt: das weiß ich. Ich muß lieben, vor allem das Unliebenswerte. Ich muß beispielsweise dieses Kind lieben: nicht den aufgeweckten, kleinen Bheki, sondern diesen Jungen. Es hat einen Grund, daß er hier ist. Er ist ein Teil meiner Errettung. Ich muß ihn lieben. Aber ich liebe ihn nicht. Ich will ihn auch nicht genügend lieben, um ihn mir zum Trotz zu lieben.

Und weil ich nicht aus ganzem Herzen anders sein will, wandere ich noch immer in einem Nebel.

Ich kann ihn nicht finden in meinem Herzen: den Wunsch zu lieben, den Wunsch, lieben zu wollen.

Ich sterbe, weil ich nicht von Herzen wünsche zu leben. Ich sterbe, weil ich sterben will.

Darum laß mich nun mein zweites, zweifelhaftes Wort äußern. Da ich ihn nicht lieben will, wie wahr kann es dann sein, wenn ich sage, meine Liebe gilt Dir? Denn Liebe ist nicht wie Hunger, Liebe ist nie gesättigt, gestillt. Wenn man liebt, liebt man mehr. Je mehr ich Dich liebe, um so mehr sollte ich ihn lieben. Je weniger ich ihn liebe, um so weniger liebe ich vielleicht Dich.

Kreuzförmige Logik, die mich führt, wohin ich nicht will! Aber würde ich mich auf sie festnageln lassen, wenn ich es nicht wirklich wollte?

Ich dachte, als ich diesen langen Brief begann, daß sein Sog so stark sein würde wie der Ebbe, daß unter den Wellen, die an der Oberfläche hierhin und dorthin schlagen, ein Zug sein würde, so konstant, wie der Mond Dich zu mir zieht und mich zu Dir, der Zug des Blutes von Tochter zu Mutter, von Frau zu Frau. Aber mit jedem Tag, den ich ihm hinzufüge, scheint der Brief abstrakter zu werden, abstrahierter, die Art Brief, die man von den Sternen schreibt, aus der entfernteren Leere, entkörperlicht, kristallin, blutlos. Soll das das Schicksal meiner Liebe sein?

Ich erinnere mich, als der Junge verletzt wurde, wie heftig er blutete, wie stark. Wie dünn ist dagegen mein Bluten auf das Papier hier. Die Ergießung eines geschrumpften Herzens.

Ich habe bereits über Blut geschrieben, ich weiß. Ich habe über alles geschrieben, ich bin leergeschrieben, ausgeblutet, und mache noch immer weiter. Dieser Brief ist ein Labyrinth geworden, und ich ein Hund in dem Labyrinth, hin und her rennend durch die Abzweigungen und Unterführungen, kratzend und winselnd an denselben alten Stellen, ermüdend, müde. Warum rufe ich nicht um Hilfe, rufe zu Gott? Weil Gott mir nicht helfen kann. Gott sucht mich, aber er kommt nicht

heran an mich. Gott ist ein anderer Hund in einem anderen Labyrinth. Ich rieche Gott, und Gott riecht mich. Ich bin die läufige Hündin, und Gott das Männchen. Gott riecht mich, er kann an nichts anderes denken, als mich zu finden und mich zu nehmen. Hin und her springt er durch die Abzweigungen, kratzt am Maschendraht. Aber er ist verloren, wie ich verloren bin.

Ich träume, aber ich zweifele, daß es Gott ist, wovon ich träume. Wenn ich einschlafe, setzt eine rastlose Bewegung von Gestalten hinter meinen Augenlidern ein, Gestalten ohne Körper oder Form, eingehüllt in einen Dunst, grau oder braun, schwefelig. *Borodino* ist das Wort, das im Schlaf zu mir kommt: ein heißer Sommernachmittag auf der russischen Steppe, überall Rauch, das Gras trocken und brennend, zwei Heere, die herumstapfend jeden Zusammenhang verloren haben, ausgedörrt, in Angst um ihr Leben. Hunderttausende von Männern, gesichtslos, stimmlos, knochentrocken, eingeschlossen auf einem Feld des Schlachtens, Nacht für Nacht ihren Rückzug und Vormarsch wiederholend über diese versengte Steppe im Gestank von Schwefel und Blut: eine Hölle, in die ich absacke, wenn ich die Augen schließe.

Ich bin mehr als halb überzeugt, daß es die roten Pillen sind, Diconal, die diese Armeen in mir einberufen. Aber ohne die roten Pillen kann ich nicht mehr schlafen.

Borodino, Diconal: ich starre auf die Worte. Sind sie Anagramme? Sie sehen aus wie Anagramme. Aber wofür, und in welcher Sprache?

Wenn ich aus dem Borodino-Schlaf erwache, erwache ich rufend oder schreiend oder hustend, mit Lauten, die tief aus meiner Brust kommen. Dann beruhige ich mich und liege da und starre an, was mich umgibt. Mein Zimmer, mein Haus, mein Leben: eine zu genaue Darstellung, um eine Imitation zu sein: die Sache selber: ich bin zurück: wieder und wieder bin

ich zurück, aus dem Bauch des Wales ausgespien. Ein Wunder jedesmal, nicht gewürdigt, nicht gefeiert, nicht willkommen. Morgen für Morgen werde ich ausgespien, an Land geworfen, und bekomme eine weitere Chance. Und was tue ich damit? Ich liege ohne eine Bewegung auf dem Sand und warte auf die Wiederkehr der nächtlichen Flut, damit sie mich umschließe, mich zurücktrage in den Bauch der Dunkelheit. Nicht richtig geboren: ein Geschöpf auf der Schwelle, unfähig, im Wasser zu atmen, und ohne den Mut, das Meer hinter sich zu lassen und ein Landbewohner zu werden.

Auf dem Flugplatz, am Tag als Du weggingst, hast Du mich angefaßt und hast mir fest in die Augen geschaut. »Ruf mich nicht zurück, Mutter«, hast Du gesagt, »denn ich werde nicht kommen.« Dann hast Du Dir den Staub dieses Landes von den Füßen geschüttelt. Du hattest recht. Trotzdem, ein Teil von mir ist immer bereit, immer nach Nordwesten gewandt, voller Sehnsucht, Dich willkommen zu heißen, Dich zu umarmen, solltest Du nachgeben und, in welcher Form auch immer, zu Besuch kommen. Dein Wille hat etwas, das ebenso schrecklich wie bewundernswert ist; wie auch in den Briefen, die Du schreibst – ich will ehrlich sein –, nicht genug Liebe ist oder nicht genug von der liebenden Hingabe, die Liebe ins Leben ruft. Zärtlich, freundlich, vertraulich sogar, voller Anteilnahme, sind es dennoch die Briefe von jemandem, der mir fremd geworden ist, entfremdet.

Ist das eine Anklage? Nein, aber es ist ein Vorwurf, ein tief empfundener Vorwurf. Und dieser lange Brief – ich sage es jetzt – ist ein Ruf in die Nacht, nach Nordwesten; damit Du zurückkommst zu mir. Komm und vergrab Deinen Kopf in meinem Schoß, wie ein Kind es tut, wie Du es immer getan hast, mit Deiner Nase Dich einwühlend wie ein Maulwurf, den Ort zu ergründen suchend, aus dem Du kamst. Komm, sagt

dieser Brief: schneide Dich nicht ab von mir. Mein drittes Wort.

Wenn Du sagen würdest, Du kamst von mir, würde ich nicht sagen müssen, ich kam aus dem Bauch des Wales.

Ich kann nicht leben ohne ein Kind. Ich kann nicht sterben ohne ein Kind.

Was ich gebäre, in Deiner Abwesenheit, ist Schmerz. Ich produziere Schmerz. Du bist mein Schmerz.

Ist das eine Anklage? *J'accuse*. Ich klage Dich an, mich im Stich zu lassen. Ich schleudere Dir diese Anklage hin, nach Nordwesten, dem Wind in die Zähne. Ich schleudere Dir meinen Schmerz hin.

Borodino: ein Anagramm für *Komm zurück*, in dieser oder jener Sprache. Diconal: *Ich rufe*.

Aus dem Bauch des Wales erbrochene Worte, mißgestaltet, mysteriös. Tochter.

Mitten in der Nacht rief ich die Lifeline an. »Lieferungen ins Haus?« sagte die Frau – »Außer Stuttafords kenn ich niemanden mehr, der noch ins Haus liefert. Wollen Sie's mal bei Meals on Wheels versuchen?«

»Das Kochen ist nicht das Problem«, sagte ich. »Kochen kann ich selber. Ich möchte bloß die Lebensmittel gebracht bekommen. Ich kann die Sachen nicht mehr so richtig tragen.«

»Geben Sie mir Ihre Nummer, und ich besorg Ihnen einen Sozialarbeiter, der ruft Sie dann morgen vormittag an.«

Ich legte auf.

Das Ende kommt galoppierend. Ich hatte vergessen, daß es bergab immer schneller und schneller geht. Ich hatte daran gedacht, man würde die ganze Strecke im Paßgang nehmen können. Falsch, ganz falsch.

Die Art, wie alles zu Ende geht, hat etwas Erniedrigendes – erniedrigend nicht nur für uns, sondern für die Vorstellung, die wir von uns haben, von der Menschheit. Die Menschen liegen in dunklen Schlafzimmern, in ihrem eigenen Unrat, hilflos. Die Menschen liegen in Hecken im Regen. Du wirst das nicht verstehen, noch nicht. Vercueil schon.

Vercueil ist wieder verschwunden und hat den Hund hiergelassen. Es ist schade um Vercueil. Kein Odysseus, kein Hermes, vielleicht nicht einmal ein Bote. Ein in Kreisen Laufender. Ein Zauderer, trotz des wettergegerbten Äußeren.

Und ich? Wenn Vercueil seine Prüfung nicht bestanden hat, was war meine? War es meine Prüfung, ob ich den Mut haben würde, mich vor dem Haus der Lügen einzuäschern? Ich bin diesen Moment tausendmal in Gedanken durchgegangen, den Moment des Entzündens des Streichholzes, wenn leichte Schläge meine Ohren treffen und ich erstaunt und sogar erfreut inmitten der Flammen sitze, unberührt, mit brennender Kleidung, ohne daß sie mich versengt, die Flammen ein kühles Blau. *Wie einfach, seinem Leben Sinn zu geben*, denke ich überrascht, sehr schnell denkend im letzten Augenblick, bevor die Wimpern Feuer fangen, und die Brauen, und man nicht mehr sieht. Danach dann kein Gedanke mehr, nur Schmerz (denn nichts kommt ohne seinen Preis).

Würde der Schmerz schlimmer sein als Zahnweh? Als Kindsgeburt? Als diese Hüfte? Als Kindsgeburt mal zwei? Wieviel Diconal, um ihn zu dämpfen? Entspräche es den Regeln, das ganze Diconal zu schlucken, bevor man den Wagen, knapp an der Kette vorbei, in die Government Avenue lenkt? Muß man in voller Kenntnisnahme sterben, ganz man selbst? Muß man seinen Tod ohne Anästhetikum gebären?

Die Wahrheit ist, daß immer etwas falsch war an diesem Impuls, gründlich falsch, egal auf welche Wut oder Verzweiflung er die Reaktion war. Wenn wochen- und

monatelanges Sterben im Bett, in einer Vorhölle aus Schmerz und Scham, meine Seele nicht rettet, warum sollte ich dann dadurch gerettet werden, daß ich in zwei Minuten in einer Flammensäule sterbe? Werden die Lügen aufhören, weil eine kranke, alte Frau sich tötet? Wessen Leben wird geändert sein, und wie? Ich komme zurück auf Florence, wie so oft. Wenn Florence vorbeikäme, mit Hope an ihrer Seite und Beauty auf dem Rücken, würde sie beeindruckt sein von dem Schauspiel? Würde sie auch nur einen Blick dafür übrig haben? Ein Gaukler, ein Clown, ein Entertainer, würde Florence denken: kein seriöser Mensch; und weiterschreiten.

Was würde in Florences Augen als seriöser Tod zählen? Was würde ihre Zustimmung finden? Antwort: ein Tod, der ein Leben ehrenhafter Arbeit krönt; oder auch einer, der von selber kommt, unwiderstehlich, unangekündigt, wie ein Donnerschlag, wie eine Kugel zwischen die Augen.

Florence ist der Richter. Hinter der Brille messen ihre Augen alles mit ruhigem Blick. Eine Ruhe, die sie bereits an ihre Töchter weitergegeben hat. Der Gerichtssaal gehört Florence; und ich bin es, die der Prüfung unterzogen wird. Wenn das Leben, das ich führe, ein untersuchtes Leben ist, dann deswegen, weil ich zehn Jahre lang vor dem Untersuchungsgericht von Florence gestanden habe.

»Haben Sie Dettol?«

Seine Stimme schreckte mich auf, als ich schreibend in der Küche saß. Seine, die des Jungen.

»Geh nach oben. Sieh im Badezimmer nach, die Tür rechts. Im Schränkchen unter dem Waschbecken.«

Wasser plätscherte, dann kam er wieder nach unten. Der Verband war ab. Überrascht bemerkte ich, daß die Fäden noch nicht gezogen waren.

»Haben sie die Fäden nicht gezogen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Aber wann hast du das Krankenhaus verlassen?«

»Gestern. Nein, vorgestern.«

Warum mußte er lügen?

»Warum bist du nicht geblieben und hast dich versorgen lassen?«

Keine Antwort.

»Du darfst diese Wunde nicht unbedeckt lassen, sonst entzündet sie sich, und du behältst eine häßliche Narbe zurück.« Für den Rest seines Lebens gezeichnet wie von einem Peitschenhieb. Ein Memento.

Wer ist er für mich, daß ich dauernd an ihm herumnörgele? Doch ich hielt sein offenes Fleisch zu, stillte den Fluß seines Blutes. Wie beharrlich der Trieb zu bemuttern! Wie eine Henne, die ihre Küken verloren hat, ein Entchen annimmt, ungeachtet des gelben Flaums, des flachen Schnabels, und ihm beibringt, im Sand zu baden, nach Würmern zu picken.

Ich schüttelte das rote Tischtuch aus und begann es zu zerschneiden. »Ich habe kein Verbandszeug im Haus«, sagte ich, »aber das hier ist ziemlich sauber, falls das Rot dich nicht stört.« Zweimal wand ich einen Streifen um seinen Kopf und verknotete ihn hinten. »Du mußt bald zu einem Arzt oder in eine Klinik und dir die Fäden ziehen lassen. Du kannst sie nicht drin lassen.«

Sein Hals steif wie ein Stochereisen. Ein Geruch ging von ihm aus, der Geruch, der den Hund gereizt haben mußte: Nervosität, Angst.

»Der Kopf tut nicht weh«, sagte er, sich räuspernd, »aber der Arm« – behutsam bewegte er die Schulter – »ich muß ihn ruhig halten.«

»Sag mal, läufst du vor jemandem davon?«

Er schwieg.

»Ich möchte ernsthaft zu dir sprechen«, sagte ich. »Du bist zu jung für sowas. Das hab ich Bheki gesagt, und dir sag ich's

jetzt wieder. Ich bin ein alter Mensch, ich weiß, wovon ich rede. Ihr seid noch Kinder. Ihr werft euer Leben fort, bevor ihr wißt, was das Leben sein kann. Wie alt bist du – fünfzehn Jahre? Fünfzehn ist zu jung zum Sterben. Achtzehn ist zu jung. Einundzwanzig ist zu jung.«

Er stand auf, mit den Fingerspitzen über das rote Band streichend. Meine Gunstbezeigung. Zur Zeit des Rittertums hackten Männer andere Männer zu Tode, und an ihren Helmen flatterten die Gunstbezeigungen der Damen. Atem Verschwendung, diesem Jungen Klugheit zu predigen. Der Kampfinstinkt, zu stark in ihm, treibt ihn dauernd weiter. Kampf: so beseitigt die Natur die Schwachen und liefert die Weibchen den Starken. Kehre ruhmbedeckt zurück, und du wirst bekommen, was du begehrst. Blut und Ruhm, Tod und Sex. Und ich, eine alte Frau, Busenfreundin des Todes, binde ihm eine Gunstbezeigung um den Kopf!

»Wo ist Bheki?« sagte er.

Ich forschte in seinem Gesicht. Hatte er nicht verstanden, was ich ihm gesagt hatte? Hatte er es vergessen? »Setz dich«, sagte ich.

Er setzte sich.

Ich lehnte mich über den Tisch. »Bheki ist im Boden«, sagte ich. »Er ist in einer Kiste in einem Loch, und Erde ist auf ihn gehäuft. Er wird dieses Loch nie mehr verlassen. Nie, nie mehr. Begreife: das ist kein Spiel wie Fußball, wo du, wenn du fällst, wieder aufstehst und weiterspielst. Die Männer, gegen die du spielst, sagen nicht zueinander: ›Der da ist noch ein Kind, schießen wir mit Kindermunition auf ihn, mit Spielmunition.‹ Sie denken überhaupt nicht, daß du ein Kind bist. Sie denken, daß du der Feind bist, und sie hassen dich ganz genauso, wie du sie haßt. Sie werden keine Gewissensbisse haben, wenn sie dich erschießen: im

Gegenteil, sie werden sich freuen und lächeln, wenn du fällst, und eine weitere Kerbe in ihre Gewehrkolben schneiden.«

Er starrte mich an, als würde ich ihn ins Gesicht schlagen, Schlag um Schlag. Aber, die Zähne zusammengebissen, die Lippen zusammengepreßt, weigerte er sich zurückzuweichen. Über seinen Augen dieser rauchige Film.

»Du denkst, sie haben keine Disziplin«, sagte ich. »Du irrst dich. Sie haben eine sehr gute Disziplin. Was sie davon abhält, jedes männliche Kind auszurotten, jeden letzten von euch, ist nicht Mitleid oder ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Es ist Disziplin, nichts anderes: Befehle von oben, die sich jeden Tag ändern können. Mitleid ist aus dem Fenster geflogen. Dies ist Krieg. Hör auf das, was ich sage! Ich weiß, wovon ich rede. Du denkst, ich versuche, dich von dem Kampf wegzulocken. Nun, das ist wahr. Genau das tue ich. Ich sage: Warte, du bist zu jung.«

Er rutschte unruhig auf dem Stuhl herum. Gerede, Gerede! Gerede hatte die Generation seiner Großeltern niedergedrückt und die Generation seiner Eltern. Lügen, Versprechungen, Schmeicheleien, Drohungen: gebeugt waren sie gegangen unter dem Gewicht all dieses Geredes. Nicht er. Er warf das Gerede von sich. Tod dem Gerede!

»Du sagst, es ist Zeit zu kämpfen«, sagte ich. »Du sagst, es ist Zeit zu gewinnen oder zu verlieren. Laß mich dir etwas sagen über dieses *Gewinnen oder Verlieren*. Laß mich dir etwas über dieses *oder* sagen. Hör mir zu.

Du weißt, ich bin krank. Weißt du, was nicht stimmt bei mir? Ich habe Krebs. Ich habe Krebs von der Anhäufung der Schande, die ich in meinem Leben erduldet habe. So kommt Krebs zustande: aus Selbstekel wird der Körper bösartig und fängt an, sich selbst aufzufressen.

Du sagst: ›Was für einen Sinn hat es, sich in Schande und Ekel zu verzehren? Ich will mir die Geschichte, wie Sie sich

fühlen, nicht anhören, es ist auch wieder nur eine Geschichte, warum *tun* Sie nicht was? < Und wenn du das sagst, sage ich ›Ja‹. Ich sage ›Ja‹. Ich sage ›Ja‹.

Ich kann nichts erwidern als ›Ja‹, wenn du mir diese Frage stellst. Aber laß mich dir sagen, wie es ist, dieses ›Ja‹ zu äußern. Es ist wie wegen seines Lebens vor Gericht stehen, und es sind einem nur zwei Worte erlaubt, Ja und Nein. Jedesmal, wenn du Luft holst, um dich zu erklären, wirst du von den Richtern gewarnt: ›Ja oder Nein: keine Reden.‹ ›Ja‹, sagst du. Doch die ganze Zeit fühlst du andere Worte in dir sich regen wie Leben im Mutterleib. Nicht wie ein Kind trend, noch nicht, sondern wie die ersten Anfänge, wie das tiefinnere Sichregen des Wissens, das eine Frau hat, die schwanger ist.

Es ist nicht nur Tod in mir. Da ist auch Leben. Der Tod ist stark, das Leben ist schwach. Aber verpflichtet bin ich dem Leben. Ich muß es am Leben erhalten. Ich muß.

Du glaubst nicht an Worte. Du denkst, nur Schläge sind wirklich, Schläge und Geschosse. Aber hör zu: kannst du nicht hören, daß die Worte, die ich spreche, wirklich sind? Höre! Sie mögen nur Luft sein, aber sie kommen aus meinem Herzen, aus meinem Mutterleib. Sie sind nicht Ja, sie sind nicht Nein. Was in mir lebt, ist etwas anderes, ein anderes Wort. Und ich kämpfe für es, auf meine Weise, kämpfe, damit es nicht erstickt werde. Ich bin wie eine von diesen chinesischen Müttern, die wissen, daß ihnen ihr Kind weggenommen wird, wenn es eine Tochter ist, und beseitigt wird, denn die Not, die Not der Familie, die Not des Dorfes, erfordert Söhne mit starken Armen. Sie wissen, daß nach der Geburt jemand ins Zimmer kommen wird, jemand mit verhülltem Gesicht, und der wird der Hebamme das Kind aus den Armen nehmen und, wenn das Geschlecht nicht stimmt, ihnen den Rücken kehren, aus Feingefühl, und es ersticken, einfach so, indem er die

kleine Nase zudrückt und den Kiefer geschlossen hält. Eine Minute, und alles ist getan.

Trauere, wenn du willst, wird der Mutter danach gesagt: Trauer ist nur natürlich. Aber frage nicht: Was ist das Ding, genannt ein Sohn? Was ist das Ding, genannt eine Tochter, daß es sterben muß?

Versteh mich nicht falsch. Du bist ein Sohn, jemandes Sohn. Ich bin nicht gegen Söhne. Aber hast du je ein neugeborenes Baby gesehen? Laß mich dir sagen, es würde dir schwerfallen, den Unterschied zwischen Jungen und Mädchen festzustellen. Jedes Baby hat die gleiche gequollen aussehende Falte zwischen den Beinen. Der Gießer, die Ranke, das, was angeblich den Jungen kennzeichnet, ist keine große Sache, wirklich. Sehr wenig, um den Unterschied zwischen Leben und Tod zu machen. Doch alles andere, alles Unbestimmte, alles was nachgibt, wenn man darauf drückt, wird ungehört verurteilt. Ich spreche für dieses Ungehörte.

Du bist es müde, alten Leuten zuzuhören, ich kann es sehen. Es juckt dich, ein Mann zu sein und Mannesdinge zu tun. Du bist es müde, dich für das Leben bereitzumachen. Es ist Zeit für das Leben selbst, denkst du. Was für ein Irrtum! Leben ist nicht, einem Stab zu folgen, einem Pol, einer Fahnenstange, einem Gewehr, und zu sehen, wohin es dich bringt. Das Leben ist nicht um die Ecke. Du bist bereits mitten im Leben.«

Das Telefon klingelte.

»Laß nur, ich werde nicht abnehmen«, sagte ich.

Schweigend warteten wir auf das Aufhören des Klingelns.

»Ich weiß deinen Namen nicht«, sagte ich.

»John.«

John: ein *nom de guerre*, wenn ich je einen hörte.

»Was hast du für Pläne?«

Er schien nicht zu begreifen.

»Was gedenkst du zu tun? Willst du hierbleiben?«

»Ich muß nach Hause.«

»Wo bist du zu Hause?«

Störrisch starre er mich an, zu müde, um sich noch eine Lüge auszudenken. »Armes Kind«, flüsterte ich.

Ich wollte nicht spionieren. Aber ich hatte Hausschuhe an, die Tür zu Florences Zimmer war offen, sein Rücken mir zugewandt. Er saß auf dem Bett, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gerichtet, den er in der Hand hatte. Als er mich hörte, fuhr er hoch und stieß ihn unter die Bettdecke.

»Was hast du denn da?« fragte ich.

»Ach, nichts«, sagte er und sah mich wieder einmal mit seinem forciert festen Blick an.

Ich wäre nicht weiter in ihn gedrungen, hätte ich nicht bemerkt, daß ein Stück Scheuerleiste von der Wand abgehobelt worden war, das nun auf dem Fußboden lag, so daß unverputztes Mauerwerk zu sehen war.

»Was hast du vor?« sagte ich. »Warum nimmst du das Zimmer auseinander?«

Er schwieg.

»Zeig mir, was du da versteckt hast.«

Er schüttelte den Kopf.

Ich sah mir die Wand genauer an. Im Mauerwerk war eine Aussparung, die der Belüftung diente; durch dieses Loch konnte man unter die Fußbodenbretter greifen.

»Steckst du da irgendwas unter den Fußboden?«

»Ich tu gar nichts.«

Ich wählte die Telefonnummer, die Florence dagelassen hatte. Ein Kind antwortete. »Kann ich Mrs. Mkubukeli sprechen?« sagte ich. Schweigen. »Mrs. Mkubukeli, Florence.«

»Die ist nicht da.«

»Hier ist Mrs. Curren«, sagte ich. »Mrs. Mkubukeli hat mal für mich gearbeitet. Ich ruf an wegen dem Freund ihres

Sohnes, dem Jungen, der sich John nennt, seinen richtigen Namen weiß ich nicht. Es ist wichtig. Wenn Florence nicht da ist, kann ich dann mit Mr. Thabane sprechen?«

Wieder ein langes Schweigen. Dann eine Männerstimme:
»Ja, hier ist Thabane.«

»Hier ist Mrs. Curren. Sie erinnern sich, wir haben uns gesehn. Ich rufe wegen Bhekis Freund an, seinem Schulfreund. Sie wissen es vielleicht nicht, aber er ist im Krankenhaus gewesen.«

»Ich weiß.«

»Jetzt ist er raus aus dem Krankenhaus, oder fortgelaufen, und ist hier. Ich habe Grund zu der Annahme, daß er irgendeine Waffe hat, was genau, weiß ich nicht, die er und Bheki in Florences Zimmer versteckt haben müssen. Ich glaube, daß er deswegen hierher zurückgekommen ist.«

»Ja«, sagte er ausdruckslos.

»Mr. Thabane, ich bitte Sie nicht, Einfluß auf den Jungen zu nehmen. Aber es geht ihm nicht gut. Er hat schwere Verletzungen gehabt. Und ich glaube, er ist in einem emotional verwirrten Zustand. Ich weiß nicht, wie ich seine Familie erreichen kann, ich weiß nicht einmal, ob er in Kapstadt überhaupt Verwandte hat. Er will es mir nicht sagen. Worum ich Sie bitte, ist lediglich, daß jemand herkommt und mit ihm spricht, jemand, zu dem er Vertrauen hat und der ihn mitnimmt, bevor ihm etwas zustößt.«

»In einem emotional verwirrten Zustand. Was meinen Sie damit?«

»Ich meine damit, daß er Hilfe braucht. Ich meine, daß er vielleicht nicht verantwortlich ist für seine Handlungen. Ich meine, er ist schwer angeschlagen, mit dem Kopf. Ich meine, ich kann mich nicht um ihn kümmern, das übersteigt meine Fähigkeiten. Es muß jemand kommen.«

»Ich werd sehn.«

»Nein, das reicht nicht. Ich will eine feste Zusage.«

»Ich werde wen bitten, daß er ihn abholt. Aber ich kann nicht sagen, wann.«

»Heute?«

»Kann ich nicht sagen, heute. Vielleicht heute, vielleicht morgen. Ich werd sehn.«

»Mr. Thabane, nur damit das klar ist: Ich versuche nicht, diesem Jungen oder sonst irgendwem vorzuschreiben, was er mit seinem Leben tun soll. Er ist alt genug und eigenwillig genug, um zu tun, was er will. Was aber dieses Töten betrifft, diesen Aderlaß im Namen der *Kameradschaft*, so ist mir das aus tiefster Seele zuwider. Ich finde es barbarisch. Das ist es, was ich sagen will.«

»Die Verbindung ist sehr schlecht, Mrs. Curren. Ihre Stimme ist winzig und sehr weit weg. Ich hoffe, Sie können mich verstehn.«

»Ich kann Sie verstehn.«

»Gut. Dann lassen Sie mich sagen, Mrs. Curren, ich glaube nicht, daß Sie sehr viel verstehn von Kameradschaft.«

»Ich versteh genug davon, danke.«

»Nein, das tun Sie nicht«, sagte er sehr selbstsicher. »Wenn Sie wie diese jungen Leute mit Leib und Seele im Kampf stehn, wenn Sie bereit sind, ohne Frage Ihr Leben für den andern hinzugeben, dann entsteht ein Band, wie Sie kein stärkeres mehr kennenlernen werden. Das ist Kameradschaft. Ich sehe sie jeden Tag. Meine Generation hat nichts Vergleichbares. Das ist der Grund, warum wir hinter sie zurücktreten müssen. Wir treten zurück, aber wir stehn hinter ihnen. Das ist es, was Sie nicht verstehn können, weil Sie zu weit weg sind.«

»Ja, ich bin weit weg«, sagte ich, »weit weg und winzig. Trotzdem, ich weiß leider nur zu gut, was Kameradschaft ist. Die Deutschen hatten Kameradschaft und die Japaner und die

Spartaner. Shakas Impis auch, da bin ich sicher. Kameradschaft ist nichts als eine Mystifizierung des Todes, des Tötens und Sterbens, maskiert als das, was Sie ein Band nennen. (Was für ein Band? Der Liebe? Das bezweifele ich.) Ich habe keine Sympathie für diese Kameradschaft. Sie irren sich, Sie und Florence und jeder andere, der sich von ihr einnehmen lässt und, schlimmer, sie in Kindern bestärkt. Sie ist bloß eine weitere von diesen eisigen, ausschließenden, todessüchtigen männlichen Konstruktionen. Das ist meine Meinung.«

Es ging noch mehr zwischen uns hin und her, aber ich will das nicht wiederholen. Wir tauschten Meinungen aus. Wir kamen überein, verschiedener Meinung zu sein.

Der Nachmittag schleppte sich dahin. Niemand holte den Jungen ab. Ich lag im Bett, groggy von Medikamenten, ein Kissen unter dem Rücken, und versuchte, mit einer kleinen Lageveränderung nach der anderen den Schmerz zu lindern, nach Schlaf mich sehrend, vor dem Borodino-Traum mich fürchtend.

Die Luft wurde drückend, es begann zu regnen. Aus den verstopften Dachrinnen troff es stetig. Der Geruch von Katzenurin zog vom Flurteppich herein. Ein Grabgewölbe, dachte ich: ein spätbürgerliches Grabgewölbe. Mein Kopf wälzte sich hin und her. Graues Haar auf dem Kissen, ungewaschen, schütter. Und in Florences Zimmer, in zunehmender Dunkelheit, der Junge auf dem Rücken liegend, mit der Bombe, oder was es sonst ist, in der Hand, die Augen weit offen, nicht verschleiert, sondern klar: wie er denkt, mehr als denkt, es sich ausmalt. Wie er sich den ruhmreichen Moment ausmalt, in dem er aufstehen wird, endlich ganz er selbst, hoch aufgerichtet, mächtig, verkündet. Wenn die feurige Blume sich entfalten wird, wenn die Rauchsäule aufsteigen wird. Die Bombe auf seiner Brust wie ein Talisman: so wie

Christoph Kolumbus im Dunkel seiner Kajüte lag, den Kompaß auf seiner Brust haltend, das mystische Instrument, das ihn nach Indien bringen würde, zu den Inseln der Seligen. Scharen von Mädchen mit entblößten Brüsten, ihn ansingend, die Arme öffnend, und er watet durch seichtes Uferwasser auf sie zu, vor sich die Nadel haltend, die niemals schwankt, die immerzu in eine Richtung zeigt, in die Zukunft.

Armes Kind! Armes Kind! Von irgendwoher kamen Tränen, und meine Sicht verschwamm. Armer John, der in früheren Zeiten zu einem Gärtnerjungen bestimmt gewesen wäre, der an der Hintertür zu Mittag Marmeladenbrot gegessen und aus einer Konservendose getrunken hätte; und jetzt kämpft er für all die Beleidigten und Verletzten, die Getretenen, die Verlachten, für all die Gärtnerjungen von Südafrika!

In der Kälte des frühen Morgens hörte ich, daß jemand sich am Hoftor zu schaffen machte. Vercueil, dachte ich: Vercueil ist zurück. Dann klingelte es vorne an der Haustür, einmal, zweimal, jedesmal lange, gebieterisch, ungeduldig, und ich wußte, es war nicht Vercueil.

Ich brauche jetzt Minuten, um die Treppe hinunterzukommen, besonders, wenn ich benommen bin von den Pillen. Während ich im Halbdunkel nach unten kroch, klingelten sie weiter und schlugen an die Tür. »Ich komme!« rief ich so laut ich konnte. Aber ich war zu langsam. Ich hörte das Hoftor aufschwingen. Plötzlich ein Klopfen an der Küchentür und afrikaans sprechende Stimmen. Dann, so flach und nichtssagend wie ein Stein, der gegen einen anderen schlägt, das Geräusch eines Schusses.

Eine Stille trat ein, in der ich deutlich das Klirren splitternden Glases hörte. »Warten Sie!« rief ich und rannte, rannte wahrhaftig – wie ich das fertigbrachte, weiß ich nicht – zur

Küchentür. »Warten Sie!« rief ich, an die Scheibe schlagend und an Riegeln und Ketten herumfummelnd – »Tun Sie nichts!«

Jemand in einem blauen Mantel stand, mit dem Rücken zu mir, auf der Veranda. Obwohl er mich gehört haben mußte, drehte er sich nicht um.

Ich zog den letzten Riegel zurück, stieß die Tür auf, erschien zwischen ihnen. Ich hatte meinen Morgenmantel vergessen, war barfuß, stand da in meinem weißen Nachthemd wie, könnt ich mir denken, eine von den Toten auferstandene Leiche. »Warten Sie!« sagte ich. »Tun Sie noch nichts, er ist noch ein Kind!«

Es waren drei. Zwei waren in Uniform. Der dritte, in einem Pullover mit einem Zug Rentieren über der Brust, hielt eine nach unten gerichtete Pistole. »Geben Sie mir eine Chance, mit ihm zu reden«, sagte ich, durch die Regenpfützen der Nacht patschend. Sie schauten erstaunt, versuchten aber nicht, mich aufzuhalten.

Das Fenster von Florences Zimmer war in Scherben. Das Zimmer selbst lag in Dunkelheit; doch als ich durch das Loch hineinspähte, konnte ich eine Gestalt ausmachen, die hinter dem Bett kauerte.

»Mach die Tür auf, mein Junge«, sagte ich. »Ich laß nicht zu, daß sie dir weh tun, ich versprech's.«

Das war eine Lüge. Er war verloren, es stand nicht in meiner Macht, ihn zu retten. Doch es ging etwas von ihm aus, das mich erreichte. Ich sehnte mich, ihn in die Arme zu nehmen, um ihn zu beschützen.

Einer von den Polizisten erschien neben mir, an die Wand sich drückend. »Sagen Sie ihm, er soll rauskommen«, sagte er. Wütend fuhr ich ihn an: »Gehn Sie weg!« schrie ich ihn an und bekam einen Hustenanfall.

Die Sonne kam hoch, rosig, in einem Himmel voller treibender Wolken.

»John!« rief ich zwischen Hustenstößen. »Komm raus! Ich paß auf, daß sie dir nichts tun.«

Jetzt war der Mann in dem Pullover an meiner Seite. »Sagen Sie ihm, er soll seine Waffen rausgeben.«

»Erst versprechen Sie, daß Sie ihn nicht verletzen.«

Seine Finger schlossen sich um meinen Arm. Ich wehrte mich, aber er war zu stark. »Sie werden sich eine Lungenentzündung holen hier draußen«, sagte er. Etwas senkte sich von hinten auf mich: eine Jacke, ein Mantel, einer der Polizistenmäntel. »*Neem har binne*«, murmelte er. Sie führten mich zurück in die Küche und machten die Tür hinter mir zu.

Ich setzte mich, stand wieder auf. Der Mantel stank nach Zigarettenrauch. Ich ließ ihn auf den Fußboden fallen und öffnete die Tür. Meine Füße waren blau vor Kälte. »John!« rief ich. Die drei Männer waren über ein Sprechfunkgerät gebeugt. Derjenige, der mir seinen Mantel gegeben hatte, drehte sich mit verärgertem Gesicht nach mir um. »Lady, es ist gefährlich hier draußen«, sagte er. Er beförderte mich wieder nach drinnen, konnte dann aber den Schlüssel nicht finden, um die Tür abzuschließen.

»Er ist noch ein Kind«, sagte ich.

»Lassen Sie uns nur unsere Arbeit tun, Lady«, erwiederte er.

»Ich schau Ihnen zu«, sagte ich. »Ich schau Ihnen auf die Finger. Ich sag Ihnen, er ist noch ein Kind!«

Er holte Luft, als wollte er etwas antworten, ließ sie dann in einem Seufzer hinaus und wartete, daß ich mich aussprechen würde. Ein junger Mann, kräftig, grobknochig. Sohn von jemandem, Cousin von vielen. Viele Cousins, viele Tanten und Onkel, Großtanten und Großonkel, die ihn umstehen, hinter ihm stehen, über ihm stehen wie ein Chor, führend, ermahnd.

Was konnte ich sagen? Was hatten wir gemein, um Gedankenaustausch zu ermöglichen, außer daß er hier war, um mich zu verteidigen, um, in einem weiteren Sinne, meine Interessen zu verteidigen?

»*Ek staan nie aan jou kant nie*«, sagte ich. »*Ek staan an die teenkant.*« Ich stehe auf der anderen Seite. Aber auch auf dem anderen Ufer, dem anderen Ufer des Flusses. Auf dem Ufer gegenüber, zurückblickend.

Er drehte sich um, inspizierte den Herd, das Spülbecken, die Regale und hielt so *die ou dame* beschäftigt, während draußen seine Freunde ihre Sache machten. Alles an einem Arbeitstag.

»Das ist alles«, sagte ich. »Ich bin fertig. Ich hab sowieso nicht zu Ihnen gesprochen.«

Zu wem dann? Zu Dir: immer zu Dir. Wie ich lebe, wie ich lebte: meine Geschichte.

Es klingelte an der Tür. Noch mehr Männer, Männer in Stiefeln und in Tarnuniform, mit Barets auf, die durch das Haus trampelten. Sie drängten sich vor dem Küchenfenster. »*Hy sit daar in die buitekamer*«, erklärte der Polizist und zeigte zu Florences Zimmer hin. »*Daars net die een deur en die een venster.*«

»*Nee, dan het ons hom*«, sagte einer von den Neuangekommenen.

»Ich warne Sie, ich sehe alles, was Sie tun«, sagte ich.

Er wandte sich mir zu. »Kennen Sie diesen Jungen?« sagte er.

»Ja, den kenn ich.«

»Wußten Sie, daß er Waffen hat?«

Ich zuckte die Achseln. »Gott schütze die Unbewaffneten in diesen Zeiten.«

Jemand anderer kam herein, eine junge Frau in Uniform, mit frischem, sauberem Äußerem. »*Is dit die dame die?*« sagte sie; und dann zu mir: »Wir werden hier ein Weilchen

verschwinden, bis diese Sache vorbei ist. Gibt es irgendwen, wo Sie hin möchten, Freunde, Verwandte?«

»Ich geh nicht weg. Das hier ist mein Haus.«

Ihre Freundlichkeit, ihre Fürsorglichkeit war unerschütterlich. »Ich weiß«, sagte sie, »aber es ist zu gefährlich hierzubleiben. Wir müssen Sie bitten, sich für kurze Zeit zu entfernen, es ist ja nicht für lange.«

Die Männer an dem Fenster hatten jetzt aufgehört zu sprechen: sie wollten mich weghaben. »*Bei die ambulans*«, sagte einer von ihnen. »*Ag, sy kan sommer by die stasie wag*«, sagte die Frau. Sie wandte sich mir zu. »Kommen Sie jetzt, Mrs...« Sie wartete darauf, daß ich den Namen ergänzte. Das tat ich nicht. »Eine schöne warme Tasse Tee«, bot sie an.

»Ich gehe nicht.«

Sie zollten meinen Worten nicht mehr Achtung als denen eines Kindes. »*Gaan han kombers*«, sagte der Mann – »*sy's amper blou van die koue*.«

Die Frau ging nach oben und kam mit der Steppdecke von meinem Bett zurück. Sie wickelte sie um mich herum, drückte mich kurz, half mir dann in meine Hausschuhe. Kein Anzeichen von Abscheu vor meinen Beinen, meinen Füßen. Ein gutes Mädchen, aufgezogen, um jemandem eine gute Ehefrau zu sein.

»Gibt es irgendwelche Pillen oder Medikamente oder etwas anderes, was Sie mitnehmen möchten?« fragte sie.

»Ich geh hier nicht weg«, wiederholte ich und faßte meinen Stuhl.

Gemurmelte Worte gingen zwischen ihr und den Männern hin und her. Ohne Warnung wurde ich von hinten hochgehoben, unter den Armen. Die Frau nahm meine Beine. Wie ein Paket trugen sie mich zur Vordertür. Schmerz schoß mir in den Rücken. »Setzen Sie mich ab!« schrie ich.

»Gleich«, sagte die Frau beruhigend.

»Ich habe Krebs!« kreischte ich – »Setzen Sie mich ab!« *Krebs!* Was für eine Lust, ihnen das Wort hinzuschleudern! Es stoppte sie auf der Stelle, wie ein Messer. »*Sit haar neer, dalk kom haar iets oon*«, sagte der Mann, der mich hielt – »*Ek het mosgesejy moet die ambulans bel.*« Behutsam legten sie mich aufs Sofa.

»Wo ist der Schmerz?« fragte die Frau, die Brauen runzelnd.

»In meinem Herzen«, sagte ich. Sie schaute verdutzt. »Ich habe Herzkrebs.« Da verstand sie; sie schüttelte den Kopf, als würde sie Fliegen abschütteln.

»Tut es weh, getragen zu werden?«

»Es tut die ganze Zeit weh«, sagte ich.

Sie fing den Blick des Mannes hinter mir auf; zwischen ihnen ging etwas hin und her, etwas, das so komisch war, daß sie ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»Ich hab ihn mir geholt, als ich aus dem Becher der Bitterkeit trank«, fabulierte ich weiter. Was machte es schon, wenn sie mich für eine Spinnerin hielten? »Sie werden sich ihn eines Tages wahrscheinlich auch holen. Es ist schwer, dem zu entgehen.«

Das Klinnen zersplitternden Glases. Beide eilten sie aus dem Zimmer; ich stand auf und humpelte hinterher.

Nichts hatte sich verändert, außer, daß eine zweite Fensterscheibe hin war. Der Hof selber war leer; die Polizisten, ein halbes Dutzend jetzt, kauerten auf der Veranda, die Pistolen gezückt.

»Weg«, schrie wütend einer von ihnen. »*Kry haar weg!*«

Die Frau beförderte mich nach drinnen. Als sie die Tür schloß, gab es eine kurze Explosion, eine Salve von Schüssen, dann eine lange, betäubte Stille, dann leises Sprechen und, von irgendwoher, das Kläffen von Vercueils Hund.

Ich versuchte, die Tür aufzuziehen, aber die Frau hielt mich fest.

»Wenn ihr ihn verletzt habt, werd ich euch das nie vergeben«, sagte ich.

»Ist ja gut, wir werden nochmal den Krankenwagen rufen«, sagte sie in dem Versuch, mich zu beruhigen.

Der Krankenwagen war schon da, stand auf dem Gehsteig. Scharenweise kamen aus allen Richtungen aufgeregte Menschen angerannt, Nachbarn, Passanten, Jung und Alt, Schwarz und Weiß. Von den Baikonen der Wohnungen starrten die Leute herab. Als die Polizistin und ich aus der Vordertür auftauchten, schoben sie die Leiche, unter einer Decke liegend, bereits die Zufahrt hinab und hievten sie in den Krankenwagen.

Ich schickte mich an, hinter ihr her in den Krankenwagen zu klettern; einer von den Rettungssanitätern nahm sogar meinen Arm, um mir hineinzuhelfen; aber ein Polizist mischte sich ein. »Warten Sie, wir haben einen andern Krankenwagen für Sie«, sagte er.

»Ich will keinen andern Krankenwagen«, sagte ich. Er machte ein freundliches, verblüfftes Gesicht. »Ich will mit ihm fahren«, sagte ich und machte einen weiteren Versuch hineinzuklettern. Die Steppdecke rutschte mir an die Füße.

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. Er gab ein Zeichen, und der Sanitäter schloß die Türen.

»Gott vergib uns!« hauchte ich. Die Steppdecke um mich haltend, begann ich die Schoonder Street entlangzugehen, weg von der Menschenmenge. Ich hatte fast die Ecke erreicht, als die Polizistin hinter mir hergelaufen kam. »Sie müssen jetzt nach Hause kommen!« befahl sie. »Es ist nicht mehr mein Zuhause«, erwiderte ich wütend, ohne im Schritt innezuhalten. Sie nahm meinen Arm; ich riß mich los. »*Sy's van haar kop af*«, bemerkte sie zu niemand besonderem und gab auf.

In der Buitenkant Street, unter der Überführung, setzte ich mich hin, um auszuruhen. Ein steter Strom von Autos floß in

Richtung Stadt vorbei. Niemand hatte einen Blick für mich übrig. Mit meinem wüsten Haar und der blaßroten Steppdecke hätte ich auf der Schoonder Street vielleicht Aufsehen erregt; hier, mitten im Schutt und Dreck, war ich bloß ein Teil des städtischen Schattenlandes.

Ein Mann und eine Frau gingen auf der anderen Straßenseite vorbei. Erkannte ich die Frau wieder? War es die, die Vercueil mit ins Haus gebracht hatte, oder hatten all die Frauen, die am Avalon Hotel und an Solly Kramer's Spirituosenmarkt herumhingen, diese ausgezehrten, spinnenartigen Beine? Der Mann, der einen zugeknoteten Plastikbeutel über der Schulter trug, war nicht Vercueil.

Ich hüllte mich fester in die Steppdecke und legte mich hin. Bis in die Knochen spürte ich das Rollen des Verkehrs auf der Überführung. Die Pillen waren in dem Haus, dem Haus in anderen Händen. Konnte ich ohne die Pillen überleben? Ich fing an, den gleichgültigen Frieden eines Tieres zu fühlen, das, da es seine Zeit nahen fühlt, kalt und träge in das Loch im Boden kriecht, wo alles sich zu dem langsam Klopfen eines Herzens zusammenziehen wird. Hinter einem Betonpfeiler, an einer Stelle, wo die Sonne seit dreißig Jahren nicht hingeschienen hatte, rollte ich mich auf meiner guten Seite zusammen und lauschte dem Schlag des Schmerzes, der ebensogut mein Pulsschlag hätte sein können.

Ich mußte geschlafen haben. Zeit mußte vergangen sein. Als ich die Augen öffnete, kniete ein Kind neben mir und tastete innen die Falten der Steppdecke ab. Seine Hand kroch über meinen Körper. »Da ist nichts für dich«, wollte ich sagen, aber mein Gebiß hatte sich gelockert. Höchstens zehn Jahre alt, mit geschorenem Schädel und barfüßig und mit hartem Blick. Hinter ihm zwei Gefährten, noch jünger. Ich nahm das Gebiß heraus. »Laßt mich allein«, sagte ich: »Ich bin krank, ihr werdet krank werden von mir.«

Langsam zogen sie sich zurück und standen dann abwartend da, wie Krähen.

Ich mußte meine Blase entleeren. Nachgebend urinierte ich, wo ich lag. Dank sei Gott für die Kälte, dachte ich, Dank sei Gott für die Benommenheit: alles wirkt zusammen für eine leichte Geburt.

Die Jungen kamen wieder näher. Ich erwartete ihre zudringlichen Hände, gleichmütig. Das Rauschen der Reifen lullte mich ein; wie eine Larve in einem Bienenstock versank ich im Summen der sich drehenden Welt. Die Luft dicht von Lärm. Tausende von Flügeln, aus und ein fliegend, ohne einander zu berühren. War da Platz für sie alle? Wie ist da Platz im Himmel für die Seelen all der Toten? Weil, sagt Marcus Aurelius, sie miteinander verschmelzen: sie verbrennen und verschmelzen und werden so dem großen Kreislauf zurückgegeben.

Tod nach dem Tod. Bienenasche.

Die Steppdecke wurde mir vom Gesicht gezogen. Ich fühlte Licht auf meinen Augenlidern, auch Kälte auf meinen Wangen, wo die Tränen gelaufen waren. Etwas drückte sich zwischen meine Lippen, wurde mir zwischen das Zahnfleisch gezwängt. Ich würgte und drehte mich weg. Alle drei Kinder waren jetzt in dem düsteren Licht dicht über mich gebeugt; es können auch noch andere dagewesen sein, hinter ihnen. Was taten sie? Ich versuchte, die Hand wegzuschieben, aber sie drückte nur um so stärker. Ein häßlicher Laut kam aus meinem Hals, ein trockenes Knarren, wie von Holz, das gespalten wird. Die Hand zog sich zurück. »Nicht – «, sagte ich; aber mein Gaumen war wund, es war schwer, Worte zu formen.

Was hatte ich sagen wollen? *Nicht doch!?* *Nicht doch, seht ihr nicht, daß ich nichts habe?* *Nicht doch, habt ihr kein Erbarmen??* Was für ein Unsinn. Warum sollte es Erbarmen geben auf der Welt? Ich dachte an Käfer, diese großen

schwarzen Käfer mit rundem Rücken, wie sie sterben, schwach die Beine schwenkend, über sich ein Gewimmel von Ameisen, die an den weichen Stellen nagen, den Gelenken, den Augen, und das Käferfleisch wegreißen.

Es war ein Stock, nichts weiter, ein Stock, wenige Zoll lang, den sie mir in den Mund gezwängt hatten. Ich konnte die Dreckkörner schmecken, die er hinterlassen hatte.

Mit der Stockspitze hob er meine Oberlippe an. Ich wich zurück und versuchte zu spucken. Uninteressiert stand er auf. Mit nacktem Fuß trat er, und ein kleiner Regen aus Staub und Steinchen flog mir ins Gesicht.

Ein Auto fuhr vorbei, im Scheinwerferlicht sah ich die Umrisse der Kinder. Langsam zogen sie ab, die Waterkant Street hinunter. Es war wieder dunkel.

Sind diese Dinge wirklich geschehen? Ja, diese Dinge sind geschehen. Es gibt nichts weiter darüber zu sagen. Sie geschahen einen Steinwurf weit weg von der Breda Street und der Schoonder Street und der Vrede Street, wo vor einem Jahrhundert die Patrizier von Kapstadt Order gaben, daß dort geräumige Häuser für sie und ihre Nachkommen auf ewig zu errichten seien, wobei sie nichts voraussahen von dem Tag, an dem, in deren Schatten, die Kinder heimkehren würden, um auf sie zurückzufallen.

Es war ein Nebel in meinem Kopf, ein graues Gewaber. Ich zitterte; kramphaftes Gähnen überkam mich. Eine Weile war ich nirgendwo.

Dann schnupperte etwas an meinem Gesicht: ein Hund. Ich versuchte, ihn abzuwehren, aber er fand einen Weg an meinen Fingern vorbei. Ich gab also nach und dachte, es gibt Schlimmeres als die feuchte Nase eines Hundes, seinen gierigen Atem. Ich ließ ihn mein Gesicht lecken, meine Lippen lecken, das Salz meiner Tränen aufflecken. Küsse, wenn man sie so sehen wollte.

Jemand war bei dem Hund. Kannte ich den Geruch? War es Vercueil, oder rochen alle Stadtstreicher nach vermoderndem Laub, nach im Aschenhaufen verrottender Unterwäsche? »Mr. Vercueil?« krächzte ich, und der Hund winselte vor Erregung und nieste mir mächtig mitten ins Gesicht.

Ein Streichholz flammte auf. Ja, es war Vercueil, mit Hut und allem. »Wer hat Sie denn in diese Lage gebracht?« fragte er. »Ich selber«, sagte ich, an der rohen Stelle in meinem Mund vorbei. Das Streichholz erstarb. Wieder kamen Tränen, die der Hund gierig verzehrte.

Bei seinen hohen Schulterblättern und seiner Brust, schmal wie die einer Möwe, hätte ich Vercueil nicht so viel Kraft zugetraut. Aber er hob mich auf, mitsamt dem nassen Fleck und allem, und trug mich. Ich dachte: vierzig Jahre ist es her, seit ich zuletzt von einem Mann getragen wurde. Das Mißgeschick einer großen Frau. Wird so die Geschichte enden: Von starken Mannesarmen über den Sand getragen werden, durch seichte Wellen, dann durch die Brecher hindurch und hinein in die dunkleren Tiefen?

Wir waren weg von der Überführung, in gesegneter Stille. Wie viel erträglicher plötzlich alles wurde! Wo war der Schmerz? War der Schmerz jetzt besser gelaunt? »Gehn Sie nicht zurück zur Schoonder Street!« befahl ich.

Wir gingen an einer Straßenlaterne vorbei. Ich sah die Anspannung in den Muskeln seines Halses, hörte sein schnelles Atmen. »Setzen Sie mich mal ein Weilchen ab«, sagte ich. Er setzte mich ab und ruhte sich aus. Wann würde die Zeit kommen, wo die Jacke von ihm abfiele und große Flügel aus seinen Schultern sprössen?

Die Buitenkant Street trug er mich hinauf, über die Vrede Street, die Straße des Friedens, und, langsamer auftretend, vor jedem Schritt mit den Füßen tastend, in einen dunklen,

baumbestandenen Freiraum. Durch Äste erblickte ich die Sterne.

Er setzte mich ab.

»Ich bin so froh, Sie zu sehn«, sagte ich, und die Worte kamen mir aus tiefstem Herzen. Und dann: »Ich bin von ein paar Kindern angegriffen worden, bevor Sie kamen. Angegriffen oder geschändet oder durchsucht, ich weiß nicht, was. Deswegen spreche ich so seltsam. Sie haben mir einen Stock in den Mund gestoßen, ich verstehe noch immer nicht, warum. Welches Vergnügen können sie daran gefunden haben?«

»Die wollten Ihre Goldzähne«, sagte er. »Sie kriegen Geld für Gold von den Pfandleihern.«

»Goldzähne? Wie seltsam. Ich habe keine Goldzähne. Ich hatte mein Gebiß sowieso rausgenommen. Hier ist es.«

Von irgendwoher in der Dunkelheit holte er Pappe, einen zusammengefalteten Karton. Er klappte ihn auseinander und half mir beim Hinlegen. Dann, ohne Eile, zwanglos, legte auch er sich hin, mit dem Rücken zu mir. Der Hund lagerte sich zwischen unsere Beine.

»Wollen Sie was von der Decke?« sagte ich.

»Ich bin okay.«

Zeit verging.

»Tut mir leid, aber ich habe schrecklichen Durst«, flüsterte ich. »Gibt's hier kein Wasser?«

Er stand auf und kam mit einer Flasche zurück. Ich roch es: Süßwein, die Flasche halbvoll. »Das ist alles, was ich habe«, sagte er. Ich trank sie leer. Es half nichts gegen meinen Durst, aber die Sterne am Himmel fingen an zu schwimmen. Alles rückte in die Ferne: der Geruch feuchter Erde, die Kälte, der Mann neben mir, mein eigener Körper.

Wie ein Krebs nach einem langen Tag, müde, seine Scheren zusammenlegend, ging sogar der Schmerz schlafen. Ich schoß wieder hinab in Dunkelheit.

Als ich erwachte, hatte er sich umgedreht und einen Arm über meinen Hals geworfen. Ich hätte mich befreien können, wollte ihn aber nicht stören. Während also gemächlich der neue Tag anbrach, lag ich reglos mit meinem Gesicht vor seinem Gesicht. Seine Augen öffneten sich einmal, wachsam, wie die eines Tieres. »Ich bin nicht weg«, murmelte ich. Die Augen schlossen sich.

Mir kam der Gedanke: Wen von allen Lebewesen kenne ich am besten zu dieser Stunde? Ihn. Jedes Haar seines Bartes, jede Falte seiner Stirn ist mir bekannt. Ihn, nicht Dich. Weil er hier ist, neben mir, jetzt.

Vergib mir. Die Zeit ist knapp, ich muß meinem Herzen vertrauen und die Wahrheit sagen. Blind, unwissend folge ich der Wahrheit, wohin sie mich bringt.

»Sind Sie wach?« murmelte ich.

»Ja.«

»Diese Jungen sind jetzt beide tot«, sagte ich. »Sie haben sie beide getötet, wußten Sie das?«

»Ich weiß.«

»Sie wissen, was im Haus passiert ist?«

»Ja.«

»Stört es Sie, wenn ich rede?«

»Reden Sie.«

»Also, was ich sagen möchte: An dem Tag, als Bheki starb, hab ich Florences Bruder kennengelernt – Bruder oder Cousin oder was immer. Ein gebildeter Mann. Ich sagte zu ihm, daß ich wünschte, Bheki wäre nie in diesen – wie soll ich sagen? – in den Kampf verwickelt worden. ›Er ist noch ein Kind‹, hab ich gesagt: ›Er ist noch nicht soweit. Wäre dieser Freund von ihm nicht gewesen, so wär er da nie reingezogen worden.‹

Später hab ich ihn nochmal am Telefon gesprochen. Ich hab ihm offen gesagt, was ich von der Kameradschaft hielte, für die diese beiden Kinder nun gestorben sind. Eine Mystifizierung des Todes nannte ich sie. Ich beschuldigte Leute wie Florence und ihn, nichts zu tun, um die Kinder davon abzubringen.

Er hat mich höflich angehört. Meine Meinungen seien mir unbenommen, sagte er. Ich habe keinen Sinneswandel bewirkt bei ihm.

Aber jetzt frage ich mich: Welches Recht habe ich auf Meinungen über Kameradschaft oder sonstwas? Welches Recht habe ich zu wünschen, Bheki und sein Freund hätten sich herausgehalten aus den Wirren. Meinungen in einem Vakuum zu haben, Meinungen, die niemanden berühren, ist, so scheint mir, nichts. Meinungen müssen von andern gehört werden, gehört und gewogen werden, nicht bloß aus Höflichkeit angehört werden. Und um gewogen zu werden, müssen sie Gewicht haben. Mr. Thabane wiegt nicht, was ich sage. Es hat kein Gewicht für ihn. Florence hört mich nicht einmal mehr. Für Florence ist das, was in meinem Kopf vorgeht, eine Sache, die ihr völlig gleichgültig ist, ich weiß das.«

Vercueil stand auf, ging hinter einen Baum, urinierte. Dann, zu meiner Überraschung, kam er und legte sich wieder hin. Der Hund schmiegte sich an ihn, die Nase in seinem Schritt. Mit der Zunge befühlte ich die wunde Stelle in meinem Mund und schmeckte das Blut.

»Ich habe meine Meinung nicht geändert«, sagte ich. »Ich verabscheue diese Aufrufe zur Opferbereitschaft noch immer. Sie enden nur damit, daß junge Männer im Dreck verbluten. Krieg ist niemals das, was er vorgibt zu sein. Kratzt man an der Oberfläche, sieht man jedesmal, daß junge Männer im Namen dieser oder jener Abstraktion von alten Männern in den Tod

geschickt werden. Ungeachtet dessen, was Mr. Thabane sagt (ich kann's ihm nicht verübeln, die Zukunft kommt verkleidet, käme sie nackt, wir würden versteinert sein von dem, was wir sähen), es bleibt ein Krieg der Alten gegen die Jungen. *Freiheit oder Tod!* schreien Bheki und seine Freunde. Wessen Worte? Nicht ihre eigenen. *Freiheit oder Tod!* üben diese zwei kleinen Mädchen im Schlaf, da hab ich gar keinen Zweifel. *Nein!* möchte ich sagen: *Rettet euch!*

Von wem kommt nun die wahre Stimme der Weisheit, Mr. Vercueil? Von mir, denk ich. Doch wer bin ich, *wer bin ich*, um überhaupt eine Stimme zu haben? Wie kann ich sie ehrenhaft dazu drängen, diesem Aufruf den Rücken zu kehren? Was steht mir anderes zu, als mit geschlossenem Mund in einer Ecke zu sitzen? Ich habe keine Stimme; ich habe sie vor langer Zeit verloren; vielleicht hab ich nie eine gehabt. Ich habe keine Stimme, und damit hat sich's. Der Rest sollte Schweigen sein. Aber damit – was immer es ist –, mit dieser Stimme, die keine Stimme ist, mache ich weiter. Weiter und weiter.«

Lächelte Vercueil? Sein Gesicht war verborgen. Zahnlos flüsternd, mit klebrigen Zischlauten, fuhr ich fort.

»Ein Verbrechen wurde begangen, vor langer Zeit. Vor wie langer Zeit? Ich weiß es nicht. Aber vor 1916, soviel ist sicher. So lange her, daß ich in es hineingeboren wurde. Es ist ein Teil meines Erbes. Es ist ein Teil von mir, ich bin ein Teil von ihm.

Wie jedes Verbrechen hatte es seinen Preis. Dieser Preis, so dachte ich immer, würde mit Schande zu zahlen sein: mit einem Leben in Schande und einem schändlichen Tod, unbeklagt, in einer dunklen Ecke. Ich habe das akzeptiert. Ich habe nicht versucht, mich abseits zu stellen. Obwohl ich nicht darum gebeten hatte, daß das Verbrechen begangen werde, wurde es in meinem Namen begangen. Zeitweilig wütete ich gegen die Männer, die die Schmutzarbeit machten – Sie haben

es gesehn, ein schändliches Wüten, ebenso *dumm* wie das, wogegen es wütete –, aber ich akzeptierte auch, daß sie, in gewissem Sinne, in mir lebten. Wenn ich ihnen also in meinem Wüten den Tod wünschte, so wünschte ich auch mir selber den Tod. Im Namen der Ehre. Einer ehrenhaften Auffassung von Ehre. *Honesta mors.*

Ich habe keine Ahnung, was Freiheit ist, Mr. Vercueil. Ich bin sicher, Bheki und sein Freund hatten auch keine Ahnung. Vielleicht ist Freiheit immer und nur das, was unvorstellbar ist. Trotzdem erkennen wir Unfreiheit, wenn wir sie sehn – oder nicht? Bheki war nicht frei und wußte es. Sie sind nicht frei, wenigstens nicht auf dieser Erde, und ich bin es auch nicht. Ich bin als Sklavin geboren und werde wohl auch als Sklavin sterben. Ein Leben in Fesseln, ein Tod in Fesseln: da hilft kein Deuteln, hilft kein Jammern.

Was ich nicht wußte, *was ich nicht wußte* – und jetzt passen Sie auf! – war, daß der Preis noch höher war. Ich hatte mich verrechnet. Wo ist der Fehler hereingekommen? Es hatte etwas mit Ehre zu tun, mit der Auffassung, an der ich durch dick und dünn festhielt, durch meine Bildung, meine Lektüre, daß der Ehrenhafte keinen Schaden an seiner Seele nehmen kann. Ich strebte stets nach Ehre, nach einer privaten Ehre, wobei Scham mir als Führerin diente. Solange ich mich schämte, wußte ich, daß ich nicht in die Unehre abgeglitten war. Dazu diente Scham: als ein Prüfstein, etwas, das immer da sein würde, etwas, zu dem man zurückkommen konnte wie ein Blinder, um es zu berühren, um einem zu sagen, wo man war. Im übrigen wahrte ich einen gehörigen Abstand von meiner Scham. Ich suhlte mich nicht in ihr. Scham wurde nie eine schamlose Lust; sie hörte nie auf, etwas Quälendes zu sein. Ich war nicht stolz auf sie, ich schämte mich ihrer. Meine Scham, meine Schande, meine eigene. Asche in meinem Mund, Tag für Tag, die nie aufhörte, wie Asche zu schmecken.

Es ist ein Bekenntnis, das ich hier ablege, heute morgen, Mr. Vercueil«, sagte ich, »ein Bekenntnis, wie ich es vollständiger nicht ablegen könnte. Ich behalte keine Geheimnisse zurück. Ich bin ein guter Mensch gewesen, dazu bekenne ich mich offen. Ich bin noch immer ein guter Mensch. Was für Zeiten sind dies, wenn es nicht genügt, ein guter Mensch zu sein!

Womit ich nicht gerechnet hatte, war, daß mehr gefordert sein könnte, als gut zu sein. Gute Menschen gibt es zuhauf in diesem Land. Auf einen Penny kommen zwei von uns Guten und Fastguten. Was gefordert ist in diesen Zeiten, ist etwas ganz anderes als Güte. Die Zeiten erfordern Heldenhum. Ein Wort, das mir nur schwer über die Lippen geht. Ich glaube, ich habe es noch nie benutzt, nicht einmal in einer Vorlesung. Warum nicht? Vielleicht aus Achtung. Vielleicht aus Scham. So wie man die Augen niederschlägt vor einem nackten Mann. Statt dessen würde ich in einer Vorlesung wahrscheinlich die Worte *heldenhafter Zustand* benutzt haben. Der Held in seinem heldenhaften Zustand. Der Held, diese antike nackte Gestalt.«

Ein tiefes Ächzen kam aus Vercueils Kehle. Ich reckte mich hinüber, aber alles, was ich sehen konnte, waren die Stoppeln auf seiner Wange und ein haariges Ohr. »Mr. Vercueil!« flüsterte ich. Er rührte sich nicht. Eingeschlafen? Oder tat er nur so? Wieviel war ungehört an ihm vorbeigegangen? Hatte er das über Güte und Heldenhum gehört? Über Ehre und Scham? Ist ein wahres Bekenntnis noch wahr, wenn es nicht gehört wird? Hörst Du mich, oder habe ich auch Dich in den Schlaf geredet?

Ich ging hinter einen Busch. Ringsum sangen die Vögel. Wer hätte gedacht, daß am Stadtrand solches Vogelleben ist! Es war wie Arkadien. Kein Wunder, daß Vercueil und seine Freunde draußen lebten. Wozu ist ein Dach gut, außer um den Regen abzuhalten? Vercueil und seine Kameraden.

Ich legte mich wieder neben ihn, die Füße kalt und schmutzig von feuchter Erde. Es war jetzt ganz hell. Auf unserem aufgeklappten Karton müssen wir auf der unbebauten Parzelle für jeden Passanten sichtbar gewesen sein. So müssen wir in den Augen der Engel aussehen: Menschen, die in Häusern aus Glas wohnen, jede unserer Handlungen nackt. Auch unsere Herzen nackt, schlagend in Brüsten aus Glas. Vogelgesang ergoß sich wie Regen.

»Ich fühl mich viel besser heute morgen«, sagte ich. »Aber vielleicht könnten wir jetzt zurückgehen. Wenn ich mich besser fühle, ist es gewöhnlich eine Warnung, daß ich mich schlechter fühlen werde.«

Vercueil setzte sich auf, nahm den Hut ab, kratzte sich mit langen, schwarzen Fingernägeln den Kopf. Der Hund kam von irgendwoher angetrapt und scharwenzelte um uns herum. Vercueil faltete den Karton zusammen und versteckte ihn in den Büschen.

»Wissen Sie, daß ich mir eine Brust entfernen ließ?« sagte ich aus heiterem Himmel.

Verlegen trat er von einem Fuß auf den anderen.

»Ich bedaure es jetzt natürlich. Bedaure, daß ich gezeichnet bin. Es wird wie der Versuch, ein Möbelstück zu verkaufen, das einen Kratzer hat oder ein Brandmal. Es ist noch immer ein vollkommen guter Stuhl, sagen Sie, aber die Leute sind nicht interessiert. Die Leute mögen keine gezeichneten Dinge. Ich spreche von meinem Leben. Es ist vielleicht nicht vollkommen gut, aber es ist noch immer ein Leben, kein Halbleben. Ich dachte, ich würde es verkaufen oder hingeben, um meine Ehre zu retten. Aber wer wird es annehmen in seinem gegenwärtigen Zustand? Es ist wie der Versuch, eine Drachme auszugeben. Woanders eine vollkommen gute Münze, aber nicht hier. Verdächtig gezeichnet.

Aber ich habe noch nicht ganz aufgegeben. Ich überlege noch immer, was ich anstellen könnte. Haben Sie einen Vorschlag?«

Vercueil setzte seinen Hut auf, zog ihn vorn und hinten fest.

»Ich würd Ihnen gern einen neuen Hut kaufen«, sagte ich.

Er lächelte. Ich nahm seinen Arm; langsam zockelten wir davon, die Vrede Street entlang.

»Lassen Sie mich Ihnen erzählen, was ich geträumt habe«, sagte ich. »Der Mann in meinem Traum hatte keinen Hut, aber ich denke, daß Sie es waren. Er hatte langes, öliges Haar, glatt aus der Stirn zurückgekämmt.« Lang und ölig; auch dreckig, hinten in häßlichen Rattenschwänzen herabhängend; aber das erwähnte ich nicht.

»Wir waren an der See. Er wollte mir das Schwimmen beibringen. Er hielt mich an den Händen und zog mich hinaus, während ich flach lag und trat. Ich hatte einen gestrickten Badeanzug an, die Art, wie wir sie früher hatten, marineblau. Ich war ein Kind. Aber in Träumen sind wir ja immer Kinder.

Er zog mich hinaus, rückwärts ins Meer gehend, mit den Augen mich fixierend. Er hatte Augen wie Sie. Es war kein Seegang, nur hereinkommendes, geriffeltes Wasser, glitzernd von Licht. Tatsächlich war auch das Wasser ölig. Wo sein Körper die Oberfläche durchbrach, haftete das Öl an ihm, mit dem fettigen Glanz, den Öl hat. Ich dachte bei mir: Sardinenöl: ich bin die kleine Sardine: er bringt mich hinaus in das Öl. Ich wollte sagen *Drehn Sie um*, wagte aber nicht, den Mund aufzumachen, aus Angst, das Öl würde hereinfluten und meine Lungen füllen. In Öl ertrinken: dazu hatte ich nicht den Mut.«

Ich hielt inne, um ihn sprechen zu lassen, aber er schwieg. Wir bogen um die Ecke in die Schoonder Street.

»Natürlich erzähl ich Ihnen diesen Traum nicht ohne Hintergedanken«, sagte ich. »Wer einen Traum erzählt, will damit immer etwas erreichen. Die Frage ist, was?«

Der Tag, an dem ich Sie zum erstenmal hinter der Garage sah, war der Tag, an dem ich die schlechte Mitteilung bekam, über meinen Fall. Ein bißchen viel Zufall. Ich fragte mich, ob Sie nicht, wenn Sie das Wort erlauben, ein Engel seien, der gekommen war, um mir den Weg zu zeigen. Das waren Sie natürlich nicht, sind es nicht, können es nicht sein – ich sehe das. Aber das ist nur die halbe Geschichte, stimmt's? Halb nehmen wir wahr, aber halb erfinden wir auch.

Ich habe mir also weiter Geschichten erzählt, in denen Sie führen und ich folge. Und wenn Sie kein Wort sagen, dann deswegen, sage ich mir, weil der Engel wortlos ist. Der Engel geht vor, die Frau folgt. Seine Augen sind offen, er sieht; ihre sind geschlossen, sie ist noch versunken im Schlaf der Weltlichkeit. Deswegen wende ich mich an Sie, damit Sie mich führen, mir helfen.«

Die Vordertür war abgeschlossen, aber das Hoftor schwang auf. Die Glassplitter waren nicht aufgekehrt, die Tür zu Florences Zimmer hing schief. Ich schlug die Augen nieder, trat behutsam auf, war noch nicht bereit, in das Zimmer zu blicken, nicht stark genug.

Die Küchentür war unverschlossen. Sie hatten den Schlüssel nicht gefunden.

»Kommen Sie rein«, sagte ich zu Vercueil.

Das Haus war und war nicht, wie es gewesen war. Manche Dinge waren nicht an ihrem Platz. Mein Regenschirm hing, wo er noch nie gehangen hatte. Das Sofa war verschoben worden, so daß ein alter Fleck auf dem Teppich zu sehen war. Und über allem ein seltsamer Geruch: nicht nur Zigarettenrauch und Schweiß, sondern etwas Scharfes, Durchdringendes, das ich nicht unterbringen konnte. Sie haben auf allem ihr Zeichen hinterlassen, dachte ich: gründliche Arbeiter. Dann erinnerte ich mich an den Ordner auf meinem Schreibtisch, den Brief, an all die Seiten bisher. Auch das! dachte ich: Sie werden auch

das durchgesehn haben! Beschmutzte Finger, die Seiten umwenden, lieblose Augen, die über nackte Worte gehen. »Helfen Sie mir nach oben«, sagte ich zu Vercueil.

Der Ordner, offen gelassen, als ich zuletzt schrieb, war geschlossen. Das Schloß des Schrankes mit den Ordnern war aufgebrochen. In den Bücherregalen waren Lücken.

Die zwei unbenutzten Zimmer waren gewaltsam aufgebrochen worden.

Sie hatten den Schrank durchsucht, die Kommode. Nichts war unberührt geblieben. Wie der letzte Besuch, den die Einbrecher mir abstatteten. Die Durchsuchung lediglich ein Vorwand. Der wahre Zweck das Berühren, das Befingern. Der Geist niederträchtig. Wie Vergewaltigung: eine Art, eine Frau zu beschmutzen.

Ich wandte mich Vercueil zu, wortlos, mir war speiübel.

»Unten ist irgendwer«, sagte er.

Vom Flur aus konnten wir jemanden telefonieren hören.

Die Stimme verstummte. Ein junger Mann in Uniform tauchte in der Diele auf und nickte uns zu.

»Was tun Sie in meinem Haus?« rief ich hinab.

»Nur zur Kontrolle«, erwiederte er aufgeräumt. »Wir wollten nicht, daß hier Fremde reinkommen.« Er nahm ein Barett auf, eine Jacke, ein Gewehr. War es das Gewehr, das ich gerochen hatte? »Die Kripo wird um acht hier sein«, sagte er. »Ich werde draußen warten.« Er lächelte; er schien zu denken, daß er mir einen Dienst erwiesen hatte. Er schien Dank zu erwarten.

»Ich muß ein Bad nehmen«, sagte ich zu Vercueil.

Aber ich nahm kein Bad. Ich schloß die Schlafzimmertür, nahm zwei von den roten Pillen und legte mich, am ganzen Körper zitternd, hin. Das Zittern wurde schlimmer, bis ich flatterte wie ein Blatt im Sturm. Mir war kalt, aber das Zittern kam nicht von der Kälte.

Immer nur eine Minute, sagte ich mir: fall jetzt nicht in Stücke, denk nur an die nächste Minute.

Langsam ließ das Zittern nach.

Der Mensch, dachte ich: das einzige Geschöpf mit einem Teil seiner Existenz im Unbekannten, in der Zukunft, wie ein vor ihn geworfener Schatten. Dauernd versuchend, diesen sich bewegenden Schatten einzuholen, das Bild seiner Hoffnung zu bewohnen. Aber ich, ich kann es mir nicht leisten, Mensch zu sein. Muß etwas Kleineres, Blinderes sein, dichter am Boden.

Es klopfte, und Vercueil kam herein, gefolgt von dem Polizisten, der gestern den Rentierpullover getragen hatte und jetzt ein Jackett und Krawatte trug. Das Zittern fing wieder an. Er bedeutete Vercueil, das Zimmer zu verlassen. Ich setzte mich auf. »Gehn Sie nicht, Mr. Vercueil«, sagte ich; und zu ihm: »Welches Recht haben Sie, in mein Haus zu kommen?«

»Wir haben uns Sorgen gemacht um Sie.« Er schien überhaupt nicht besorgt zu sein. »Wo waren Sie letzte Nacht?« Und dann, als ich nicht antwortete: »Sind Sie sicher, daß Sie ganz bei sich sind, Mrs. Curren?«

Obwohl ich die Fäuste ballte, wurde das Zittern so schlimm, daß es mich schüttelte. »Nein, ich bin nicht bei mir!« schrie ich ihn an. »Sie sind derjenige, der bei sich ist!«

Er war nicht verblüfft. Im Gegenteil, er schien mich zu ermutigen, so weiterzumachen.

Reiß dich zusammen! dachte ich. Die liefern dich ein, die erklären dich für verrückt und bringen dich weg!

»Was wollen Sie hier?« fragte ich ruhiger.

»Ich möchte bloß ein paar Fragen stellen. Wie sind Sie zu diesem Jungen namens Johannes gekommen?«

Johannes: war das sein wahrer Name? Sicher nicht.

»Er war ein Freund des Sohnes meiner Hausangestellten. Ein Schulfreund.«

Aus seiner Tasche holte er einen kleinen Kassettenrecorder und legte ihn auf das Bett neben mich.

»Und wo ist der Sohn Ihrer Hausangestellten?«

»Er ist tot und begraben. Sie wissen diese Dinge doch sicher.«

»Was ist ihm zugestoßen?«

»Er wurde erschossen, draußen auf den Flats.«

»Und wissen Sie, ob es noch mehr von ihnen gibt?«

»Mehr von was?«

»Mehr Freunde.«

»Tausende. Millionen. Mehr, als Sie zählen können.«

»Ich meine, mehr von dieser Zelle. Gibt es noch andere, die Ihr Anwesen benutzt haben?«

»Nein.«

»Und wissen Sie, wie diese Waffen in ihre Hände gekommen sind?«

»Was für Waffen?«

»Eine Pistole. Drei Sprengkörper.«

»Ich weiß nichts von Sprengkörpern. Ich weiß nicht, was ein Sprengkörper ist. Die Pistole war meine.«

»Haben sie sie Ihnen abgenommen?«

»Ich hab sie ihnen geliehen. Nicht ihnen. Dem Jungen, John.«

»Sie haben ihm die Pistole geliehen? Hat die Pistole Ihnen gehört?«

»Ja.«

»Warum haben Sie ihm die Pistole geliehen?«

»Damit er sich verteidigen kann.«

»Gegen wen verteidigen kann, Mrs. Curren?«

»Gegen Angriff.«

»Und was für eine Pistole war das, Mrs. Curren? Können Sie mir den Waffenschein dafür zeigen?«

»Ich kenn mich nicht aus mit Pistolenfabrikaten. Ich hab sie schon lange, lange vor der Zeit, seit es all dies Getue wegen Waffenscheinen gibt.«

»Sind Sie sicher, daß Sie sie ihm gegeben haben? Sie wissen, daß das eine strafbare Handlung ist, wovon wir sprechen.«

Die Pillen fingen an zu wirken. Der Schmerz in meinem Rücken entfernte sich langsam, meine Glieder entspannten sich, der Horizont begann sich wieder zu weiten.

»Wollen Sie wirklich weitermachen mit diesem Unsinn?« Ich legte mich auf das Kissen zurück und schloß die Augen. Der Kopf drehte sich mir. »Das sind tote Menschen, wovon wir sprechen. Es gibt nichts mehr, was Sie ihnen antun können. Sie sind in Sicherheit. Sie haben die Hinrichtung gehabt, warum also noch eine Untersuchung? Warum den Fall nicht einfach abschließen?«

Er nahm den Recorder auf, fummelte daran herum, legte ihn wieder auf das Kissen. »Nur zur Kontrolle«, sagte er.

Mit einem kraftlosen Arm wischte ich den Recorder weg. Er fing ihn auf, bevor er auf den Boden schlug.

»Sie haben meine privaten Papiere durchgesehn«, sagte ich. »Sie haben Bücher mitgenommen, die mir gehören. Ich will sie zurück. Alle meine Dinge. Sie gehn Sie nichts an.«

»Wir werden Ihre Bücher nicht fressen, Mrs. Curren. Sie werden am Ende alles zurückbekommen.«

»Ich will keine Dinge am Ende zurückbekommen. Ich will sie jetzt zurückbekommen. Es sind meine. Sie sind privat.«

Er schüttelte den Kopf. »Das ist nicht privat, Mrs. Curren. Und das wissen Sie. Nichts ist mehr privat.«

Die Kraftlosigkeit überkam jetzt auch meine Zunge. »Verlassen Sie mich«, sagte ich matt.

»Nur noch ein paar Fragen. Wo waren Sie letzte Nacht?«

»Bei Mr. Vercueil.«

»Ist das da Mr. Vercueil?«

Es war zu mühsam, die Augen zu öffnen. »Ja«, murmelte ich.
»Wer ist Mr. Vercueil?« Und dann, in einem ganz anderen Ton: »Wie is jy?«

»Mr. Vercueil kümmert sich um mich. Mr. Vercueil ist meine rechte Hand. Kommen Sie her, Mr. Vercueil.«

Ich streckte die Hand aus und fand Vercueils Hosenbein, dann seine Hand, die schlimme Hand mit den verkrümmten Fingern. Mit dem tauben, klauenartigen Griff der Alten hielt ich mich an ihr fest.

»In Godsnaam«, sagte der Kriminalbeamte von irgendwo weit weg. In Gottes Namen: lediglich ein Wetter, oder ein Fluch auf uns beide? Mein Griff löste sich, ich begann wegzusinken.

Ein Wort erschien vor mir: Thabanchu, Thaba Nchu. Ich versuchte, mich zu konzentrieren. Neun Buchstaben. Ein Anagramm für was? Mit einer großen Anstrengung setzte ich das *b* an die erste Stelle. Dann war ich weg.

Ich erwachte durstig, groggy, voller Schmerz. Das Zifferblatt der Uhr starrte mich an, aber ich wurde nicht schlau aus den Zeigern. Das Haus war still. Die Stille verlassener Häuser.

Thabanchu: *Banch?* *Bath?* Mit dummen Händen wickelte ich mich aus der Decke. Hatte ich ein Bad nötig?

Aber meine Füße brachten mich nicht ins Badezimmer. Am Geländer mich festhaltend, über es gebeugt, ächzend ging ich nach unten und wählte den Anschluß in Guguletu. Es klingelte und klingelte. Dann nahm endlich jemand ab, ein Kind, ein Mädchen. »Ist Mr. Thabane da?« fragte ich. »Nein.«

»Kann ich dann mit Mrs. Mkubuleki sprechen – nein, nicht Mrs. Mkubuleki, Mrs. Mkubukeli?«

»Mrs. Mkubukeli wohnt nicht hier.«

»Aber kennst du Mrs. Mkubukeli?«

»Ja.«

»Wer bist du?«

»Ich bin Lily.« Lii-lii. »Bist du allein zu Hause?«
»Meine Schwester ist noch hier.«
»Wie alt ist deine Schwester?«
»Die ist sechs.«
»Und du – wie alt bist du?«
»Zehn.«
»Kannst du Mrs. Mkubukeli etwas ausrichten, Lily?«
»Ja.«
»Es handelt sich um ihren Bruder, Mr. Thabane. Sie muß Mr. Thabane sagen, daß er vorsichtig sein soll. Mein Name ist Mrs. Curren. Kannst du das aufschreiben? Und dies ist meine Nummer.« Ich sagte ihr die Zahlen einzeln vor, buchstabierte meinen Namen. Mrs. Curren: neun Buchstaben, Anagramm für was?

Vercueil klopfte und kam herein. »Wollen Sie etwas essen?« sagte er.

»Ich habe keinen Hunger. Aber nehmen Sie sich, was Sie finden können.«

Ich wollte allein gelassen sein. Aber er verweilte, besah mich neugierig. Ich saß im Bett, mit Handschuhen an, den Schreibblock auf den Knien. Eine halbe Stunde hatte ich mit der leeren Seite vor mir dagesessen.

»Ich warte bloß, daß meine Hände warm werden«, sagte ich. Aber es waren nicht meine kalten Finger, die mich vom Schreiben abhielten. Es waren die Pillen, von denen ich jetzt mehr nehme, und öfter. Sie sind wie Rauchschwaden. Ich schlucke sie, und sie setzen einen Nebel in mir frei, einen Nebel der Auflösung. Ich kann nicht die Pillen nehmen und mit dem Schreiben fortfahren. Ohne Schmerz also kein Schreiben: ein neues und schreckliches Gesetz. Außer daß,

wenn ich die Pillen genommen habe, nichts mehr schrecklich ist, alles ist gleichgültig, alles ist einerlei.

Trotzdem schreibe ich. Mitten in der Nacht, während unten Vercueil schläft, nehme ich diesen Brief wieder auf, um Dir noch eine Sache über diesen »John« zu erzählen, diesen mürrischen Jungen, mit dem ich nie warm wurde. Ich möchte Dir erzählen, daß er, obwohl ich ihn nicht mochte, deutlicher, eindringlicher bei mir ist, als Bheki es je war. Er ist bei mir, oder ich bin bei ihm: er oder die Spur von ihm. Es ist Mitternacht, aber es ist auch das Grau seines letzten Morgens. Ich bin hier in meinem Bett, aber ich bin auch in Florences Zimmer mit dem einen Fenster und der einen Tür und keinem anderen Ausweg. Vor der Tür warten Männer, kauernd wie Jäger, um dem Jungen den Tod zu schenken. Im Schoß hält er die Pistole, die, für dieses Intervall, die Jäger in Schach hält, die sein und Bhekis großes Geheimnis war, die Männer aus ihnen machen würde; und neben ihm stehe ich, oder schwebe ich. Der Lauf der Pistole ist zwischen seinen Knien, er streichelt ihn, auf und ab. Er horcht auf das Gemurmel der Stimmen draußen, und ich horche mit ihm. Er macht sich bereit für den Rauch, der seine Lungen ersticken wird, den Tritt, der die Tür aufbrechen wird, den Feuerstoß, der ihn wegfegen wird. Er macht sich bereit, die Pistole in dem Augenblick zu heben und den einen Schuß abzufeuern, den er Zeit hat, in das Herz des Lichts zu feuern.

Seine Augen sind ohne zu zwinkern auf die Tür gerichtet, durch die er die Welt verlassen wird. Sein Mund ist trocken, aber er hat keine Angst. Sein Herz schlägt gleichmäßig wie eine in dieser Brust sich ballende und sich öffnende Faust.

Seine Augen sind offen, und meine, obwohl ich schreibe, sind geschlossen. Meine Augen sind geschlossen, um zu sehen.

Innerhalb dieses Intervalls ist keine Zeit, obwohl sein Herz den Takt schlägt. Ich bin hier in meinem Zimmer, aber ich bin

auch bei ihm, die ganze Zeit, so wie ich bei Dir bin, in Übersee, schwebend.

Eine schwebende Zeit, aber nicht Ewigkeit. Eine *seiende Zeit*, eine Spanne, vor der Rückkehr der Zeit, in der die Tür aufbricht, und wir, erst er, dann ich, der großen weißen Glut ins Auge sehen.

IV

Ich habe einen Traum von Florence gehabt, einen Traum oder eine Vision. In dem Traum sehe ich sie wieder die Government Avenue entlangschreiten, mit Hope an der Hand und Beauty auf dem Rücken. Alle drei tragen sie Masken. Ich bin auch dort, viele Menschen jeder Herkunft und Stellung sind um mich versammelt. Die Stimmung ist festlich. Ich soll eine Vorstellung geben.

Aber Florence bleibt nicht stehen, um zuzuschauen. Unbeirrt geradeaus blickend, geht sie weiter, wie durch eine Zusammenkunft von Geistern.

Die Augen ihrer Maske sind wie die Augen auf Abbildungen aus dem antiken Mittelmeerraum: groß, oval, mit der Pupille in der Mitte: die Mandelaugen einer Göttin.

Ich stehe mitten auf der Allee, gegenüber dem Parlamentsgebäude, umringt von Menschen, und zeige meine Kunststücke mit dem Feuer. Über mir die Kronen mächtiger Eichen. Aber meine Gedanken sind nicht bei meinen Kunststücken. Meine Aufmerksamkeit ist auf Florence gerichtet. Ihre dunkle Jacke, ihr verblichenes Kleid sind von ihr abgefallen. In einem weißen, im Wind flatternden Unterkleid, die Füße nackt, der Kopf unbedeckt, die rechte Brust entblößt, schreitet sie vorbei, das eine Kind, maskiert, nackt, schnell neben ihr laufend, das andere Kind einen Arm über ihre Schulter streckend, zeigend.

Wer ist diese Göttin, die in einer Vision mit unbedeckter Brust daherkommt, die Luft durchschneidend? Es ist Aphrodite, aber nicht die das Lächeln liebende Aphrodite, die Schutzherrin der Lüste: eine ältere Gestalt, eine Gestalt der

Dringlichkeit, der Schrei im Dunkeln, kurz und scharf, des Blutes und der Erde, die für einen Augenblick auftaucht, sich zeigt, entschwindet.

Von der Göttin kommt kein Ruf, kein Zeichen. Ihr Auge ist offen und ist leer. Sie sieht und sieht nicht.

Brennend meine Vorstellung gebend, stehe ich da, wie festgenagelt. Die Flammen, die aus mir züngeln, sind blau wie Eis. Ich fühle keinen Schmerz.

Es ist eine Vision aus der Traumzeit der letzten Nacht, aber auch aus der Zeit draußen. Immerzu geht die Göttin vorbei, immerzu, und ich, gefangen in meiner Haltung des Überraschtseins, des Bedauerns, folge nicht. Obwohl ich in den Strudel, aus dem die Visionen kommen, hineinspähe und spähe, bleibt der Sog der Göttin und ihrer Gottkinder leer, die Frau, die nachfolgen sollte, nicht da, die Frau mit Schlangen aus Feuer im Haar, die mit den Armen um sich schlägt und schreit und tanzt.

Ich erzählte den Traum Vercueil.

»Ist das echt?« fragte er.

»Echt? Natürlich nicht. Es ist nicht mal authentisch. Florence hat mit Griechenland nichts zu tun. Gestalten in Träumen haben eine andere Bedeutungsebene. Sie sind Zeichen, Zeichen für...«

»Waren sie echt? War sie echt?« wiederholte er, mir ins Wort fallend, sich nicht ablenken lassend. »Was haben Sie sonst noch gesehn?«

»Was sonst noch? Gibt es noch was? Wissen Sie was?« sagte ich leiser, auf ihn eingehend jetzt.

Er schüttelte den Kopf, ratlos.

»Die ganzen Tage, die Sie mich nun kennen«, sagte ich, »habe ich am Ufer des Flusses gestanden und auf meinen Anruf gewartet. Ich warte auf jemanden, der mir zeigt, wie ich

hinüberkomme. Jede Minute eines jeden Tages bin ich hier und warte. Das ist es, was ich sonst noch sehe. Sehen Sie es auch?«

Er sagte nichts.

»Ins Krankenhaus will ich nicht zurück, weil sie mich da einschläfern werden. Das ist der Ausdruck, den man für Tiere verwendet, aus Freundlichkeit, aber man kann ihn ebenso auch für Menschen verwenden. Sie schlafen mich ein in einen Schlaf ohne Träume. Sie füttern mich mit Alraune, bis ich schlaftrig werde und in den Fluß falle und ertrinke und fortgeschwemmt werde. So werde ich nie hinüberkommen. Das darf ich nicht geschehen lassen. Ich bin schon zu weit gekommen. Ich kann mir nicht die Augen schließen lassen.«

»Was wollen Sie denn sehn?« sagte Vercueil.

»Ich will sehn, wer Sie wirklich sind.«

Etwas allzu bescheiden zuckte er mit den Achseln. »Wer bin ich schon?«

»Bloß ein Mensch. Ein Mensch, der kam, ohne eingeladen zu sein. Mehr kann ich noch nicht sagen. Können Sie?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Wenn Sie etwas für mich tun wollen«, sagte ich, »können Sie die Antenne für das Radio reparieren.«

»Soll ich statt dessen nicht besser den Fernseher hochholen?«

»Fernsehn schlägt mir auf den Magen. Es macht mich krank.«

»Fernsehn kann Sie nicht krank machen. Das sind doch bloß Bilder.«

»So etwas gibt es nicht – bloß Bilder. Es stehen Männer hinter den Bildern. Die senden ihre Bilder, um die Leute krank zu machen. Sie wissen, wovon ich spreche.«

»Bilder können Sie nicht krank machen.«

Manchmal tut er das: widerspricht mir, provoziert mich, stichelt und wartet auf Anzeichen von Verärgerung. Das ist

seine Art, mich zu necken, so plump, so reizlos, daß ich wirklich gerührt bin.

»Bringen Sie die Antenne in Ordnung, bitte, das ist alles, was ich möchte.«

Er ging nach unten. Minuten später kam er mit dem Fernseher in den Armen heraufgestapft. Er stöpselte ihn ein, gegenüber dem Bett, schaltete ihn an, fummelte mit der Antenne herum, trat beiseite. Es war Nachmittag. Vor blauem Himmel wehte eine Fahne. Eine Blaskapelle spielte die Nationalhymne.

»Schalten Sie das aus«, sagte ich.

Er drehte den Ton lauter.

»*Ausschalten!*« schrie ich.

Er fuhr herum, nahm meinen zornigen Blick auf. Dann, zu meiner Überraschung, begann er mit ein paar Schleifschritten die Hüften zu schwenken. Mit ausgestreckten Armen, schnippenden Fingern tanzte er, tanzte unmißverständlich zu Musik, zu der zu tanzen ich nie für möglich gehalten hatte. Sein Mund formte auch Worte. Was für Worte? Sicher nicht die Worte, die ich kannte.

»*Aus!*« schrie ich wieder.

Eine alte Frau, zahnlos, wutentbrannt: Ich muß einen schönen Anblick geboten haben. Er drehte den Ton leiser.

»*Aus!*«

Er schaltete den Fernseher aus. »Regen Sie sich nicht so auf«, murmelte er.

»Dann seien Sie nicht albern, Vercueil. Und machen Sie sich nicht lustig über mich. Ich will ernstgenommen werden.«

»Trotzdem, warum gleich hochgehn?«

»Weil ich Angst habe, zur Hölle zu fahren und mir in alle Ewigkeit *Die Stem* anhören zu müssen.«

Er schüttelte den Kopf. »Keine Sorge«, sagte er, »alles wird enden. Nur Geduld.«

»Ich habe keine Zeit für Geduld. Sie haben vielleicht Zeit, aber ich nicht.«

Wieder schüttelte er den Kopf. »Vielleicht haben auch Sie noch Zeit«, flüsterte er und grinste mich mit seinen langen Zähnen von der Seite an.

Für einen Augenblick war es, als ob der Himmel sich öffnete und strahlendes Licht herabfiele. Nach einem Leben voll schlechter Nachrichten hungrig auf gute Nachrichten, konnte ich nicht anders, ich mußte zurücklächeln. »Wirklich?« sagte ich. Er nickte. Wie zwei Narren grinsten wir einander an. Einladend schnippte er mit den Fingern; tapsig wie ein Tölpel, nur Federn und Knochen, wiederholte er einen Schritt seines Tanzes. Dann ging er hinaus, stieg die Leiter zum Boden hinauf und flickte das gebrochene Kabel, und ich hatte wieder Radioempfang.

Aber was gab es zu hören? Die Ätherwellen heutzutage so berstend voll von Nationen, die ihre Waren verhökern, daß die Musik fast zerquetscht wird. Ich schlief ein bei *An American in Paris* und erwachte bei einem steten Prasseln von Morsezeichen. Wo kam es her? Von einem Schiff auf See? Von irgendeinem altmodischen Dampfer, der zwischen Walvis Bay und Ascension Island pendelte? Die Punkte und Striche folgten einander ohne Hast, ohne Stottern, in einem Strom, der ewig weiterzufließen versprach. Was war ihre Botschaft? War sie wichtig? Ihr Prasseln, wie Regen, ein Regen der Bedeutung, tröstete mich, machte die Nacht erträglich, wie ich da so lag und wartete, bis die Stunde sich rundete für die nächste Pille.

Ich sage, ich möchte nicht eingeschläfert werden. Die Wahrheit ist, daß ich ohne Schlaf nicht durchhalten kann. Was immer es sonst noch bringt, zumindest Schlaf bringt das

Diconal; oder ein Trugbild von Schlaf. Wenn der Schmerz weicht, wenn die Zeit schneller vergeht, wenn der Horizont sich hebt, kann meine wie ein Brennglas auf den Schmerz konzentrierte Aufmerksamkeit für eine Weile nachlassen; ich kann Atem schöpfen, die geballten Fäuste öffnen, die Beine ausstrecken. Bedanke dich für diese Gnade, sage ich zu mir: für die Betäubung des kranken Körpers, für die schlaftrige Seele, die, halb aus ihrer Hülle, zu schweben beginnt.

Aber die Erholung währt niemals lange. Wolken ziehen auf, Gedanken fangen an, Knäuel zu bilden, das dichte, zornige Leben eines Fliegenschwärms anzunehmen. Ich werfe den Kopf von einer Seite auf die andere und versuche, sie zu verscheuchen. Dies ist meine Hand, sage ich, weit die Augen öffnend, die Adern auf meinem Handrücken anstarrend; dies ist die Bettdecke. Dann, blitzschnell, schlägt etwas zu. In einem Augenblick bin ich weg, und in einem anderen Augenblick bin ich wieder da, noch immer meine Hand anstarrend. Zwischen diesen Augenblicken kann eine Stunde vergangen sein oder die Dauer eines Lidschlags, während der ich abwesend war, weg, mit etwas Dickem, Gummiartigem kämpfend, das in den Mund eindringt und die Zunge an der Wurzel packt, etwas, das aus den Tiefen der See kommt. Ich tauche auf, den Kopf hin und her werfend wie ein Schwimmer. In meiner Kehle ist ein Geschmack von Galle, von Schwefel. Wahnsinn! sage ich mir: so schmeckt es, wahnsinnig zu sein!

Einmal kam ich mit dem Gesicht zur Wand zu mir. In meiner Hand war ein Bleistift, die Spitze abgebrochen. Überall auf der Wand waren kriechende, sich windende Buchstaben, bedeutungslos, die von mir kamen oder von jemandem in mir.

Ich rief Dr. Syfret an. »Meine Reaktion auf das Diconal scheint schlimmer zu werden«, sagte ich und versuchte, es zu beschreiben. »Ich frage mich, gibt es keine Alternative, die Sie verschreiben können?«

»Mir war nicht bewußt, daß Sie sich noch als meine Patientin betrachten«, erwiderte Dr. Syfret. »Sie sollten im Krankenhaus sein und richtige Pflege bekommen. Übers Telefon kann ich keine Behandlung durchführen.«

»Ich bitte Sie um sehr wenig«, sagte ich. »Von dem Diconal bekomme ich Halluzinationen. Gibt es nicht etwas anderes, das ich nehmen kann?«

»Und ich sage Ihnen, ich kann Sie nicht behandeln, ohne Sie zu sehen. So arbeite ich nicht, und auch keiner von meinen Kollegen arbeitet so.«

Ich schwieg so lange, daß er gedacht haben muß, er hätte mich verloren. In Wahrheit war ich am Schwanken. Verstehn Sie nicht? wollte ich sagen: Ich bin müde, todmüde. *In manus tuas:* Nehmen Sie mich in Ihre Hände, sorgen Sie für mich oder, wenn Sie's nicht können, tun Sie das Nächstbeste.

»Nur noch eine Frage«, sagte ich. »Die Reaktionen, die ich habe – haben die andere Leute auch?«

»Patienten reagieren ganz unterschiedlich. Ja, es ist möglich, daß Ihre Reaktionen dem Diconal zuzuschreiben sind.«

»Also, falls durch irgendeinen Zufall ein Sinneswandel bei Ihnen eintritt«, sagte ich, »können Sie dann der Avalon Apotheke in der Mill Street ein neues Medikament für mich durchtelefonieren? Ich mache mir keine Illusionen über meinen Zustand, Herr Doktor. Was ich brauche, ist nicht Behandlung, sondern bloß Hilfe gegen den Schmerz.«

»Und falls Sie sich's noch anders überlegen und mich aufsuchen wollen – jederzeit, Mrs. Curren, Tag und Nacht, Sie brauchen nur den Hörer abzunehmen.«

Eine Stunde später klingelte es an der Tür. Es war der Lieferant der Apotheke, der ein neues Medikament brachte, das für vierzehn Tage reichen würde.

Ich rief den Apotheker an. »Tylox«, fragte ich: »ist das das Stärkste?«

»Was meinen Sie?«

»Ich meine, ist es das Letzte, was man verschreibt?«

»So geht man nicht vor, Mrs. Curren. Es gibt kein Erstes und Letztes.«

Ich nahm zwei von den neuen Pillen. Wieder das wundersame Versickern des Schmerzes, die Euphorie, das Gefühl, dem Leben zurückgegeben zu werden. Ich nahm ein Bad, ging wieder ins Bett, versuchte zu lesen, sank in einen wirren Schlaf. Nach einer Stunde war ich wieder wach. Der Schmerz kam wieder angeschlichen, brachte Übelkeit mit sich und den ersten scharfen Rand des Schattens der Depression.

Die Droge über dem Schmerz: ein Lichtstrahl, aber dann doppelte Dunkelheit.

Vercueil kam herein.

»Ich hab die neuen Pillen genommen«, sagte ich. »Sie sind keine Verbesserung. Ein bißchen stärker vielleicht, das ist alles.«

»Nehmen Sie doch mehr«, sagte Vercueil. »Sie müssen nicht vier Stunden warten.«

Der Rat eines Trinkers.

»Das werd ich bestimmt«, sagte ich. »Aber wenn ich sie jederzeit nehmen kann, warum dann nicht alle auf einmal nehmen?«

Schweigen.

»Warum haben Sie sich mich ausgesucht?« sagte ich.

»Ich hab Sie mir nicht ausgesucht.«

»Warum sind Sie gerade hierhergekommen?«

»Sie haben keinen Hund gehabt.«

»Warum sonst noch?«

»Ich dachte, Sie würden keinen Ärger machen.«

»Und hab ich Ärger gemacht?«

Er kam auf mich zu. Sein Gesicht war gedunsen, ich konnte seine Schnapsfahne riechen. »Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen

helfe, helfe ich Ihnen«, sagte er. Er beugte sich vor und nahm mich beim Hals, die Daumen ruhten leicht auf meinem Kehlkopf, die drei schlimmen Finger gekrümmt unter meinem Ohr. »Nicht«, flüsterte ich und schob seine Hände weg. Meine Augen schwammen in Tränen. Ich nahm seine Hände in die meinen und schlug sie mir auf die Brust: eine Gebärde der Klage, die mir ganz fremd war.

Nach einer Weile war ich ruhig. Er blieb über mich gebeugt, erlaubte mir, ihn zu benutzen. Der Hund schob seine Nase über die Bettkante und schnüffelte nach uns.

»Lassen Sie den Hund bei mir schlafen?« sagte ich.

»Warum?«

»Wegen der Wärme.«

»Er wird nicht bleiben. Er schläft, wo ich schlafe.«

»Dann schlafen Sie doch auch hier.«

Ein langes Warten, während er nach unten ging. Ich nahm noch eine Pille. Dann ging das Licht auf dem Flur aus. Ich hörte, daß er sich die Schuhe auszog. »Nehmen Sie zur Abwechslung auch mal den Hut ab«, sagte ich.

Er legte sich hin, an meinen Rücken, auf die Bettdecke. Der Geruch seiner schmutzigen Füße erreichte mich. Er pfiff leise; der Hund sprang herauf, machte seinen Kreistanz, lagerte sich zwischen seine und meine Beine. Wie Tristans Schwert, unsere Ehre bewahrend.

Die Pille wirkte ihre Wunder. Eine halbe Stunde lang, während er und der Hund schliefen, lag ich still da, schmerzfrei, die Seele hellwach, dahinsausend. Eine Vision zog vorbei an meinen Augen: Das Kind Beauty, wie es hüpfend auf dem Rücken seiner Mutter angeritten kommt, gebieterisch nach vorn schauend. Dann entschwand die Vision, und Wolken von Staub, dem Staub von Borodino, wälzten sich über mein Gesichtsfeld wie die Räder der Todeskarosse.

Ich machte die Lampe an. Es war Mitternacht.

Bald werde ich einen Schleier vorziehen. Dies sollte nie die Geschichte eines Körpers sein, sondern die der Seele, die er beherbergt. Ich werde Dir nicht zeigen, was Du nicht ertragen kannst: Eine Frau in einem brennenden Haus, die von Fenster zu Fenster rennt und durch die Gitterstäbe um Hilfe ruft.

Vercueil und sein Hund, so ruhig schlafend neben diesem Sturzbach des Jammers. Ihre Aufgabe erfüllend, wartend, daß die Seele auftauche. Die Seele, Neophyt, naß, blind, unwissend.

Ich habe jetzt die Geschichte, wie er den Gebrauch seiner Finger verlor. Es war bei einem Unfall auf See. Sie mußten das Schiff verlassen. In der Hatz geriet seine Hand in einen Flaschenzug und wurde zerquetscht. Die ganze Nacht trieb er mit sieben anderen Männern und einem Jungen auf so etwas wie einem Rettungsfloß, in Todesangst. Am nächsten Tag wurden sie von einem russischen Fischereischiff aufgelesen, und seine Hand wurde versorgt. Aber da war es zu spät.

»Haben Sie etwas Russisch gelernt?«

Alles, an was er sich erinnere, sagte er, sei *karascho*.

»Niemand hat Borodino erwähnt?«

»An Borodino erinnere ich mich nicht.«

»Sie haben nicht daran gedacht, bei den Russen zu bleiben?«

Er sah mich seltsam an.

Er ist seitdem nie wieder auf See gewesen.

»Vermissen Sie die See nicht?«

»Ich setze keinen Fuß mehr auf ein Boot«, erwiderte er entschieden.

»Warum nicht?«

»Weil ich das nächste Mal nicht mehr solches Glück habe.«

»Woher wollen Sie das wissen? Wenn Sie an sich selbst glauben würden, könnten Sie auf dem Wasser wandeln. Glauben Sie nicht, daß der Glaube Berge versetzt?«

Er schwieg.

»Oder ein Wirbelsturm kommt und reißt Sie aus dem Wasser und setzt Sie auf trockenem Land ab. Und immer gibt es Delphine. Delphine retten doch ertrinkende Seemänner, nicht? Warum sind Sie überhaupt Seemann geworden?«

»Man denkt nicht immer voraus. Man weiß nicht immer so genau.«

Ich kniff leicht seinen Ringfinger. »Können Sie da nichts fühlen?«

»Nein. Die Nerven sind tot.«

Ich habe immer gewußt, daß er eine Geschichte zu erzählen hat, und jetzt fängt er an, sie zu erzählen, beginnend mit den Fingern seiner Hand. Seemannsgarn. Glaube ich es? Wahrlich, das kümmert mich nicht. Es gibt keine Lüge, die nicht im Kern eine Wahrheit enthält. Man muß nur hinhören.

Er hat auch an den Docks gearbeitet, beim Löschen und Laden von Schiffen. Eines Tages, sagte er, beim Löschen einer Kiste, rochen sie etwas Schlechtes und öffneten sie und fanden die Leiche eines Mannes. Ein blinder Passagier, der in seinem Versteck verhungert war.

»Wo kam er her?« fragte ich.

»China. Ganz schön weit weg.«

Er hat für den Tierschutzverein gearbeitet, an den Hundezwingern.

»Haben Sie da Ihre Liebe zu Hunden entdeckt?«

»Ich bin schon immer gut ausgekommen mit Hunden.«

»Haben Sie als Kind einen Hund gehabt?«

»Mm«, machte er, was nichts bedeutete. Schon früh hatte er beschlossen, nur die Fragen von mir zu hören, die er hören wollte; und daß er damit durchkommen konnte.

Trotzdem, Stück für Stück, setzte ich die Geschichte seines Lebens zusammen, das so unklar war wie nur irgendeines auf Erden. Was harrt seiner als nächstes, frage ich mich, wenn die Episode mit der alten Frau in dem großen Haus vorbei ist? Eine Hand verkrüppelt, nicht in der Lage, all ihrer Ämter zu walten. Seine seemännischen Fertigkeiten mit Knoten dahin. Nicht mehr geschickt, auch nicht ganz schicklich. Auf halbem Wege seines Lebens, und kein Weib an seiner Seite. Allein: *stoksielalleen*: ein Stock auf einem leeren Feld, eine Seele allein, mutterseelenallein, ledig. Wer wird aufpassen auf ihn?

»Was werden Sie anfangen mit sich, wenn ich weg bin?«

»Ich werde weitermachen.«

»Da bin ich sicher; aber wen wird es geben in Ihrem Leben?«

Vorsichtig lächelte er. »Brauch ich wen in meinem Leben?«

Nicht Schlagfertigkeit. Eine echte Frage. Er weiß es nicht. Er fragt mich, dieser rudimentäre Mann.

»Ja. Ich würde sagen, Sie brauchen eine Ehefrau, wenn Sie den Gedanken nicht zu ausgefallen finden. Sogar diese Frau, die Sie hier angeschleppt haben, solange Sie nur etwas für sie empfinden in Ihrem Herzen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Macht nichts. Ich spreche ja auch nicht von Ehe, sondern von etwas anderm. Ich würde Ihnen versprechen, auf Sie aufzupassen, aber ich habe keine genaue Vorstellung von dem, was nach dem Tod möglich ist. Vielleicht wird kein Aufpassen erlaubt sein, oder nur sehr wenig. All diese Orte haben ihre Gesetze, und was immer einer wünschen mag, vielleicht ist es nicht möglich, sie zu umgehen. Vielleicht sind nicht einmal Geheimnisse erlaubt, heimliches Aufpassen. Vielleicht ist es unmöglich, sich im Herzen einen Privatraum für Sie oder jemand andern zu bewahren. Vielleicht ist alles ausgelöscht. Alles. Ein furchtbarer Gedanke. Genug, um einen rebellieren zu lassen, einen sagen zu lassen: Wenn so die Dinge sein

sollen, dann zieh ich mich zurück: hier ist meine Eintrittskarte, ich gebe sie zurück. Aber ich bezweifele sehr, daß das Zurückgeben von Eintrittskarten erlaubt sein wird, aus welchem Grund auch immer.

Deswegen sollten Sie nicht so allein sein. Weil ich vielleicht ganz fortgeh'n muß.«

Er saß auf dem Bett, mit dem Rücken zu mir, vorgebeugt, den Kopf des Hundes zwischen den Knien festhaltend, ihn streichelnd.

»Verstehn Sie mich?«

»Mm.« Das *mm*, das ja bedeuten konnte, tatsächlich aber nichts bedeutet.

»Nein, das tun Sie nicht. Sie verstehn überhaupt nicht. Es ist nicht die Aussicht auf Ihre Einsamkeit, die mich entsetzt. Es ist die Aussicht auf meine eigene.«

Jeden Tag geht er los, um die Einkäufe zu machen. Abends kocht er, dann lungert er in meiner Nähe herum, will sehen, daß ich esse. Ich bin nie hungrig, habe aber auch nicht das Herz, ihm das zu sagen. »Es fällt mir schwer zu essen, wenn Sie zuschauen«, sage ich so höflich, wie ich kann, dann verstecke ich das Essen und füttere den Hund damit.

Sein Lieblingspamps ist Weißbrot, gebraten in Ei, mit Thunfisch auf dem Brot und Tomatensoße auf dem Thunfisch. Ich wünschte, ich hätte die Voraussicht gehabt, ihm Kochunterricht zu geben.

Obwohl er das ganze Haus hat, um sich darin auszubreiten, wohnt er eigentlich bei mir in meinem Zimmer. Er läßt leere Verpackungen, alte Einwickelpapiere einfach auf den Boden fallen. Wenn Zugluft ist, huschen sie herum wie Geister. »Räumen Sie den Unrat weg«, flehe ich. »Wird gemacht«, verspricht er, und manchmal macht er es, läßt dann aber wieder alles liegen.

Wir teilen ein Bett, aufeinandergefaltet wie eine in der Mitte gefaltete Seite, wie zwei angelegte Flügel: alte Partner, Kojenkumpanen, verbunden, konjugal. *Lectus genialis*, *lectus adversus*. Seine Zehennägel, wenn er die Schuhe auszieht, sind gelb, fast braun, wie Horn. Füße, die er aus dem Wasser heraushält, aus Angst zu fallen: in Tiefen zu fallen, wo er nicht atmen kann. Ein dürres Geschöpf, ein Geschöpf der Luft, wie diese Heuschrecken-Elfen bei Shakespeare mit ihrem Peitschenstiel aus Grillenbein, Peitschenschnur aus Spinnenfaden. Riesige Schwärme von ihnen vom Wind aufs Meer hinausgetragen, bis kein Land mehr in Sicht ist, müde werdend, eine auf der anderen und wieder auf der anderen sich niederlassend, beschließend, durch ihre Unzahl den Atlantik zu ersticken. Geschluckt, allesamt, bis zur letzten. Brüchige Flügel auf dem Meeresgrund, seufzend wie ein Wald von Blättern; Abermillionen von toten Augen; und unter ihnen im Krebsgang die Krebse, zupackend, zermahlend.

Er schnarcht.

Von der Seite ihres Schattengatten schreibt Deine Mutter. Vergib mir, wenn das Bild Dich beleidigt. Man muß lieben, was am nächsten ist. Man muß lieben, was vorhanden ist, wie ein Hund liebt.

V

23. September, die Tagundnachtgleiche. Steter Regen fällt von einem Himmel, der sich vor dem Berg dicht geschlossen hat, so niedrig, daß man mit einem Besenstiel hinaufreichen und ihn berühren könnte. Ein beruhigendes, dämpfendes Geräusch, wie eine große Hand, eine Hand aus Wasser, die sich um das Haus faltet. Das Prasseln auf die Dachziegel, das Plätschern in den Dachrinnen hört auf, Lärm zu sein, wird eine Verdichtung, eine Verflüssigung der Luft.

»Was ist das?« fragte Vercueil. Er hielt mir ein kleines, aufklappbares Behältnis aus Rosenholz hin. Offen und in einem bestimmten Winkel ans Licht gehalten, wird ein junger Mann mit langem Haar und in einem altmodischen Anzug sichtbar. Ändert man den Winkel, zerfällt das Bild in silberne Schlieren hinter einer Glasoberfläche.

»Das ist eine Fotografie aus alten Zeiten; als es noch keine Fotos gab.«

»Wer ist das?«

»Ich bin mir nicht sicher. Vielleicht einer von den Brüdern meines Großvaters.«

»Ihr Haus ist wie ein Museum.«

(Er hat in den Zimmern herumgestöbert, die die Polizei aufbrach.)

»In einem Museum haben die Dinge Schildchen. Dies ist ein Museum, wo die Schildchen abgefallen sind. Ein Museum im Zerfall. Ein Museum, das in ein Museum gehört.«

»Sie sollten diese alten Dinge verkaufen, wenn Sie sie nicht mehr haben wollen.«

»Verkaufen Sie sie, wenn Sie wollen. Mich können Sie auch verkaufen.«

»Als was?«

»Als Knochen. Als Haar. Verkaufen Sie auch meine Zähne. Es sei denn, Sie halten mich für wertlos. Schade, daß wir nicht einen von diesen Karren haben, in denen die Kinder früher den Guy Fawkes herumschoben. Sie könnten mir vorn einen Buchstaben anheften und mich die Government Avenue entlangschieben. Dann könnten Sie mich in Brand stecken. Oder Sie könnten mich an irgendeinen finsternen Ort karren, auf eine Müllhalde beispielsweise, und mich da auskippen.«

Früher ging er immer auf den Balkon, wenn er rauchen wollte. Jetzt raucht er auf dem Flur, und der Rauch zieht in mein Zimmer. Ich kann das nicht ausstehen. Aber es ist Zeit, daß ich anfange, mich an das zu gewöhnen, was ich nicht ausstehen kann.

Er kam dazu, als ich im Waschbecken meine Unterwäsche wusch. Ich hatte Schmerzen vom Bücken: zweifellos habe ich schrecklich ausgesehen. »Ich werde das für Sie machen«, bot er an. Ich lehnte ab. Aber dann kam ich nicht an die Leine, also mußte er sie für mich aufhängen: die Unterwäsche einer alten Frau, grau, reizlos.

Wenn der Schmerz am tiefsten beißt und ich erschaudere und blaß werde und in kalten Schweiß ausbreche, hält er mir manchmal die Hand. Ich winde mich in seinem Griff wie ein Fisch am Haken; ich bin mir des häßlichen Ausdrucks auf meinem Gesicht bewußt, des Ausdrucks, den Menschen haben, wenn sie hingerissen Liebe machen: brutal, raubgierig. Er mag diesen Ausdruck nicht; er wendet die Augen ab. Ich selber denke: Soll er doch sehn, soll er lernen, wie es ist!

Er hat ein Messer in der Tasche. Kein Klappmesser, sondern eine bedrohliche Klinge mit einer scharfen Spitze, die in einem

Korken steckt. Wenn er ins Bett kommt, legt er es neben sich auf den Fußboden, mit seinem Geld.

Ich bin also gut beschützt. Der Tod würde es sich zweimal überlegen, bevor er versucht, an diesem Hund, diesem Mann vorbeizukommen.

Was ist Latein? hat er gefragt.

Eine tote Sprache, habe ich erwidert, eine von den Toten gesprochene Sprache.

»Wirklich?« sagte er. Die Vorstellung schien ihn zu belustigen.

»Doch, wirklich?«, sagte ich. »Man hört sie heute nur noch bei Beerdigungen; Beerdigungen und gelegentlich bei der Trauung.«

»Können Sie sie sprechen?«

Ich rezitierte ihm etwas aus Vergil, Vergil über die ruhelosen Toten:

*nec ripas datur horrendas et rauca fluenta
transportare prius quam sedibus ossa quierunt.
centum errant annos volitantque haec litora circum;
tum demum admissi stagna exoptata revisunt.**

»Und was bedeutet es?«

»Es bedeutet, daß ich, wenn Sie den Brief an meine Tochter nicht abschicken, hundert Jahre im Elend umherirren muß.«

»Das bedeutet es nicht.«

* Äneis, VI, 327-330 (Anm. d. Ü)

Denn so gilt's: es trug die zornige Woge dir keinen
An den verwunschenen Strand, den noch die Grube nicht aufnahm.
Hundert Jahre umirrt der Schwarm hier hüben die Halde,
Bis ihm dann Einlaß wird zum Sumpf, dahin sie sich sehnen.

»Doch, tut es. *Ossa*: das ist das Wort für ein Tagebuch. Etwas, worauf die Tage deines Lebens eingeschrieben sind.«

Später kam er zurück. »Sagen Sie das Latein nochmal«, bat er. Ich sprach die Zeilen und beobachtete, wie er beim Zuhören die Lippen bewegte. Er lernt es auswendig, dachte ich. Aber so war es nicht. Es war das Versmaß, das in ihm schlug, mit seiner Macht, den Puls zu bewegen, die Kehle.

»War es das, was Sie unterrichtet haben? War das Ihr Job?«

»Ja, das war mein Job. Damit hab ich meinen Lebensunterhalt verdient: den Toten Stimme zu verleihen.«

»Und wer hat Sie bezahlt?«

»Die Steuerzahler. Das Volk von Südafrika, große und kleine Leute.«

»Könnten Sie's mir beibringen?«

»Ich hätt's Ihnen beibringen können. Ich hätt Ihnen die meisten römischen Dinge beibringen könne. Bei den griechischen bin ich mir nicht so sicher. Ich könnte sie Ihnen noch immer beibringen, aber es wär keine Zeit mehr für alles.«

Er war geschmeichelt, ich konnte es sehen.

»Sie würden Latein leicht finden«, sagte ich. »Es gäbe viel, woran Sie sich erinnern würden.«

Eine weitere Kampfansage, ein weiterer Wink, daß ich weiß. Ich bin wie eine Frau mit einem Ehemann, der sich heimlich eine Geliebte hält, und sie zankt und will ihn dazu bringen, alles zu gestehen. Aber meine Anspielungen gehen an ihm vorbei. Er verbirgt nichts. Seine Unwissenheit ist echt. Seine Unwissenheit, seine Unschuld.

»Es gibt etwas, das nicht herauswill, stimmt's?« sagte ich.
»Warum sprechen Sie nicht einfach und sehn, wo die Worte Sie hinbringen?«

Aber er war an einer Schwelle, die er nicht überschreiten konnte. Verstockt stand er da, wortlos, hinter dem

Zigarettenrauch sich versteckend, die Augen zu Schlitzen verengend, so daß ich nicht hineinsehen konnte.

Der Hund umkreiste ihn, kam zu mir, zog wieder ab, unruhig.

Ist es möglich, daß es der Hund ist, der mir geschickt wurde, und nicht er?

Du wirst ihn wohl nie zu sehen bekommen. Ich hätte Dir gern ein Foto geschickt, aber meine Kamera wurde beim letzten Einbruch mitgenommen. Jedenfalls gehört er nicht zu den Menschen, die sich gut fotografieren lassen. Ich habe das Bild auf seiner Kennkarte gesehen. Er sieht aus wie ein Gefangener, den man aus der Dunkelheit einer Zelle gezerrt, in einen Raum voll blendender Lichter gestoßen, an eine Wand geschoben und angebrüllt hat, er soll stillstehen. Sein Abbild, das Ebenbild, ist ihm geraubt worden, gewaltsam genommen worden. Er ist wie eines von diesen halbmythischen Geschöpfen, die auf Fotografien nur verschwommen herauskommen, als unscharfe Form, die im Unterholz verschwinden und Mensch oder Tier sein könnten oder nur eine schlechte Stelle auf der lichtempfindlichen Schicht: unbewiesen, unbestätigt. Oder die über den Bildrand verschwinden und hinter der Verschlußkappe einen Arm oder ein Bein oder einen Hinterkopf zurücklassen.

»Würden Sie gern mal nach Amerika fliegen?« fragte ich ihn.

»Warum?«

»Um meinen Brief hinzubringen. Anstatt ihn zur Post zu tragen, könnten Sie ihn persönlich überbringen: nach Amerika fliegen und zurückfliegen. Wär doch ein Abenteuer. Besser als mit dem Schiff. Meine Tochter würde Sie abholen und sich um Sie kümmern. Ich würde vorher das Ticket besorgen. Würden Sie's tun?«

Er lächelte tapfer. Aber manche von meinen Scherzen berühren eine wunde Stelle, ich weiß.

»Ich mein's ernst«, sagte ich.

In Wahrheit aber ist es kein ernsthafter Vorschlag. Vercueil mit Haarschnitt, in Konfektionskleidung, in Deinem Gästezimmer herumtrödelnd, nach einem Drink gierend, zu schüchtern, um darum zu bitten; und Du im Nebenzimmer, die Kinder schlafen, Dein Mann schläft, und Du über diesem Brief grübelnd, diesem Geständnis, diesem Wahnsinn – ein unerträglicher Gedanke. *Ich brauche das nicht*, sagst Du Dir mit zusammengebissenen Zähnen: *Ich bin hierhergekommen, um dem zu entgehen, warum muß es mir folgen?*

Und ich, in der mir durch die Finger rinnenden Zeit, bin flüchtig die Fotos durchgegangen, die Du mir im Laufe der Jahre aus Amerika geschickt hast, habe mir die Hintergründe angeschaut, all die Dinge, die wohl oder übel in dem Augenblick in den Sucher kamen, als Du auf den Auslöser drücktest. Auf dem Bild, das Du von den zwei Jungen in ihrem Kanu schicktest, wandert mein Auge beispielsweise von ihren Gesichtern zu der gekräuselten Fläche des Sees und dem tiefen Grün der Föhren und dann zurück zu den orangefarbenen Schwimmwesten, die sie anhaben, wie die Schwimmflügel von früher. Geradezu hypnotisiert bin ich von dem matten schmeichelnden Glanz ihrer Oberflächen. Gummi oder Plastik oder etwas dazwischen: irgendeine rauh sich anfühlende Substanz, zäh. Wie kommt es, daß dieses Material – mir fremd, vielleicht der Menschheit fremd, geformt, luftdicht versiegelt, aufgeblasen, an die Körper Deiner Kinder geschnürt – für mich so lebhaft die Welt kennzeichnet, in der Du jetzt lebst; und warum macht es mich mutlos? Ich habe keine Ahnung. Da aber dieses Schreiben mich immer wieder von dort, wo ich keine Ahnung habe, zu dem gebracht hat, wo ich zu ahnen beginne, möchte ich sagen, ganz versuchsweise nur, daß es mich vielleicht entmutigt, daß Deine Kinder nie ertrinken werden. All diese Seen, all dies Wasser: ein Land der Seen und Flüsse: doch sollten sie jemals durch irgendein Mißgeschick

aus ihrem Kanu kippen, so werden sie sicher im Wasser hüpfen, gehalten von ihren leuchtend orangefarbenen Flügeln, bis ein Motorboot kommt, um sie aufzulesen und davonzutragen, und alles ist wieder gut.

Ein Erholungsgebiet nennst Du es auf der Rückseite des Fotos. Der See gezähmt, der Wald gezähmt, neu benannt.

Du sagst, Du willst keine Kinder mehr haben. Die Linie läuft also in diesen zwei Jungen aus, Saat, in amerikanische Schneemassen gelegt, und nie werden sie ertrinken, deren Lebenserwartung, mit steigender Tendenz, fünfundsiebzig ist. Aber auch ich, die ich an Gestaden lebe, wo das Wasser erwachsene Männer schluckt, wo die Lebenserwartung jedes Jahr zurückgeht, habe einen Tod ohne Erleuchtung. Worauf können diese zwei armen, unterprivilegierten Jungen, die in ihrem Erholungsgebiet herumpaddeln, hoffen? Mit fünfundsiebzig oder fünfundachtzig werden sie sterben und noch genauso dumm sein wie bei ihrer Geburt.

Wünsche ich meinen Enkelkindern den Tod? Wirfst Du in genau diesem Augenblick die Seiten angewidert von Dir? Der Aufschrei: *Diese wahnsinnige Alte!* – entfährt er Dir?

Sie sind nicht meine Enkelkinder. Sie sind zu entfernt, um mit mir verwandt zu sein. Ich hinterlasse keine zahlreiche Familie. Eine Tochter. Einen Gefährten und seinen Hund.

Nein, ich wünsche ihnen durchaus nicht den Tod. Die zwei Jungen, deren Leben das meine gestreift hat, sind ohnehin schon tot. Nein, das Leben wünsche ich Deinen Kindern. Aber die Flügel, die Du ihnen angebunden hast, sind keine Garantie für Leben. Leben ist Staub zwischen den Zehen. Leben ist Staub zwischen den Zähnen. Leben ist Staub beißen.

Oder: Leben ist Ertrinken. Durch Wasser fallen, zu Boden.

Nicht mehr lange, und ich werde bei den intimsten Dingen auf Hilfe angewiesen sein. Hohe Zeit also, diese erbärmliche Geschichte zu Ende zu bringen. Nicht, daß ich daran zweifele, daß Vercueil helfen würde. Wenn es zum Letzten kommt, habe ich ihm gegenüber keinerlei Zweifel mehr. Immer hat es in ihm ein gewisses zögerndes, wenn auch unzuverlässiges Besorgtsein um mich gegeben, ein Besorgtsein, das irgendwie auszudrücken er zu unbeholfen ist. Ich bin gefallen, und er hat mich aufgefangen. Weder er ist es, der unter meine Fürsorge fiel, als er hier ankam, begreife ich jetzt, noch bin ich es, die unter die seine fiel: Wir fielen sozusagen untereinander und sind seitdem gestürzt und aufgestiegen in den Flügen und Schußfahrten dieser gegenseitigen Wahl.

Doch er ist weit davon entfernt, eine Amme zu sein, eine *nurse*, eine Nährmutter, wie ich sie mir vorstellen kann. Er ist ausgedörrt. Er trinkt nicht Wasser, sondern Feuer. Vielleicht kann ich mir deswegen keine Kinder von ihm vorstellen: weil sein Samen trocken sein würde, trocken und braun, wie Pollen oder wie der Staub dieses Landes.

Ich brauche seine Anwesenheit, seinen Trost, seine Hilfe, aber auch er braucht Hilfe. Er braucht die Hilfe, die nur eine Frau einem Mann geben kann. Nicht eine Verführung, sondern eine Einführung. Er weiß nicht, wie man liebt. Ich spreche nicht von den Bewegungen der Seele, sondern von etwas Einfacherem. Er weiß nicht, wie man liebt, so wie ein Junge nicht weiß, wie man liebt. Weiß nicht, was für Reißverschlüsse und Knöpfe und Haken und Ösen er zu erwarten hat. Weiß nicht, was wo hingehört. Weiß nicht, wie er tun soll, was er zu tun hat.

Je näher das Ende rückt, desto treuer ist er. Doch ich muß ihm noch immer die Hand führen.

Ich denke zurück an den Tag, als wir im Wagen saßen, als er mir die Streichhölzer hinhielt und zu mir sagte *Tun Sie's*. Ich

war empört. Aber war ich fair zu ihm? Mir scheint jetzt, daß er vom Tod ebensowenig einen Begriff hat wie eine Jungfrau von Sex. Aber dieselbe Neugier. Die Neugier eines Hundes, der einen zwischen den Beinen beschnuppert, und seine Zunge hängt heraus, rot und dumm wie ein Penis.

Gestern, als er mir ins Badezimmer half, sprang mein Morgenmantel auf, und ich kriegte mit, wie er hinschaute. Wie diese Kinder auf der Mill Street: Er weiß nicht, was sich nicht schickt. Schicklichkeit: das Unerklärbare: der Grund jeder Ethik. Dinge, die wir nicht tun. Wir schauen nicht hin, wenn die Seele den Körper verläßt, sondern wir verschleiern unsere Augen mit Tränen oder bedecken sie mit unseren Händen. Wir beschauen keine Narben, die Stellen sind, wo die Seele gekämpft hat, um den Körper zu verlassen, und zurückgedrängt, eingesperrt, eingehäuft worden ist.

Ich fragte ihn, ob er die Katzen noch füttere. »Ja«, sagte er, lügend. Denn die Katzen sind weg, hinausgejagt. Kümmert es mich? Nein, nicht mehr. Nachdem ich mich um Dich gekümmert habe, um ihn, ist nur noch wenig Platz in meinem Herzen. Der Rest muß, wie man sagt, vor die Hunde gehen.

Letzte Nacht, mir wurde schrecklich kalt, versuchte ich, Dich anzurufen und Lebewohl zu sagen. Aber Du wolltest nicht kommen. Ich flüsterte Deinen Namen. »Meine Tochter, mein Kind«, flüsterte ich in die Dunkelheit; aber alles, was mir erschien, war ein Foto: ein Bild von Dir, nicht Du. Gelöst, dachte ich: auch diese Verbindung gelöst. Jetzt gibt es nichts mehr, was mich halten kann.

Aber ich schliefe ein und wachte auf und war noch immer da, und heute morgen fühle ich mich recht kräftig. Also bin vielleicht nicht nur ich es, die anruft. Vielleicht wird mir dann so kalt, wenn ich aus meinem Körper nach Übersee gerufen werde, und ich weiß es nicht.

Wie Du siehst, glaube ich noch an Deine Liebe.

Ich werde Dich bald aus diesem Lasso der Worte befreien. Es ist nicht nötig, daß ich Dir leid tue. Aber hab einen Gedanken übrig für diesen Mann, der zurückbleibt und nicht schwimmen kann und noch nicht weiß, wie man fliegt.

Ich schließt und wachte kalt auf: mein Bauch, mein Herz, sogar die Knochen kalt. Die Balkontür war auf, die Vorhänge wehten im Wind. Vercueil stand auf dem Balkon und starrte hinaus auf ein Meer von raschelnden Blättern. Ich berührte seinen Arm, seine hohen spitzen Schultern, den knochigen Grat seiner Wirbelsäule. Mit klappernden Zähnen sprach ich: »Was schauen Sie sich an?«

Er antwortete nicht. Ich trat näher. Ein Meer von Blättern unter uns, und die Wand der Blätter wogend, raschelnd, wie Schuppen auf der Dunkelheit.

»Ist es Zeit?« sagte ich.

Ich ging zurück ins Bett, in den Tunnel zwischen den kalten Laken. Die Vorhänge teilten sich; er kam herein, neben mich. Zum erstenmal roch ich nichts. Er nahm mich in seine Arme und hielt mich mit mächtiger Kraft, so daß der Atem mir mit einem Schnaufen ausging. Von dieser Umarmung war keine Wärme zu haben.